

Phänomenologie der Leiblichkeit bei Behinderung

©Edith Staud

2012

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|----|
| 1. Einleitung | 3 |
| 2. Körperbehinderte Kinder und Jugendliche..... | 4 |
| 2.1 Behinderung und Körperbehinderung | 4 |
| 2.2 Personengruppe | 5 |
| 3.1 Leib und Körper | 7 |
| 3.1.1 Leib und Körper in Gegenwart und Vergangenheit | 7 |
| 3.1.2 Der Leib als Körperding..... | 9 |
| 3.1.3 Der Leib als eigener Leib | 10 |
| 3.2 Empfinden und Wahrnehmen..... | 12 |
| 3.2.1 Konstanzannahme | 12 |
| 3.2.2 Wahrnehmung als Gestalt- und Strukturbildung..... | 13 |
| 3.2.3 Sichempfinden und Sichbewegen in der Welt | 14 |
| 3.2.4 Vielheit der Sinne und Synästhesie | 15 |
| 3.2.5 Qualitäten, Dinge und Gegenstände..... | 16 |
| 3.3 Raumzeitliche Orientierung und leibliche Bewegung..... | 16 |
| 3.3.1 Körperschema und leibliche Verortung | 16 |
| 3.3.2 Greifen und Zeigen..... | 17 |
| 3.3.3 Intentionalität der leiblichen Bewegung..... | 17 |
| 3.4 Spontanität und Gewohnheit | 18 |
| 3.4.1 Rationalistische und empiristische Lerntheorien und Ergebnisse der Hirnforschung | 18 |
| 3.4.2 Gewöhnung als Einverleibung von Strukturen | 19 |
| 3.4.3 Lernen als Erwerb perceptiver Strukturen | 19 |
| 3.5 Der leibliche Ausdruck..... | 21 |
| 3.5.1 Selbstdarstellung und Empathie | 21 |
| 3.5.2 Körpersprache | 22 |
| 3.6 Leib und Kultur | 23 |
| 3.7 Leib und Sexualität..... | 24 |
| 3.8 Sehen, Hören und Sprechen | 26 |
| 3.8.1 Sehen | 26 |
| 3.8.2 Hören..... | 27 |
| 3.8.3 Sprechen | 28 |
| 4. Veränderte Leiblichkeit bei Körperbehinderung..... | 31 |
| 5. Der Leib als Problem und Perspektive in der Körperbehindertenpädagogik..... | 34 |
| 6. Zusammenfassung | 36 |
| Literatur | 40 |

1. Einleitung

Durch die Literatur von Bernhard Waldenfels über „Das leibliche Selbst“ bin ich auf die besondere Problematik dieses Themas für Körperbehinderte gestoßen. Die vorliegende Arbeit gliedert sich in drei Teile.

Der erste Teil ist der Personengruppe der Körperbehinderten gewidmet. Nach der Begriffsklärung werde ich genauer beschreiben welche Behinderungen unter dem Begriff der Körperbehinderung zusammengefasst werden. Dabei beziehe ich mich auf die körperbehinderten Kinder und Jugendlichen.

Im zweiten Abschnitt über das leibliche Selbst in der Phänomenologie des Leibes ist zunächst zu klären was unter Phänomenen zu verstehen ist und ich werde immer wieder auf Merleau-Pontys Sichtweise in seiner Literatur der Phänomenologie der Wahrnehmung bei Waldenfels und Boehm eingehen. Leib und Körper wurden und werden in Gegenwart und Vergangenheit je nach Kultur und religiösem Hintergrund unterschiedlich bewertet und wahrgenommen.

Diese Anschauungen wirkten sich auch auf Behinderte aus. Bei Merleau-Ponty findet man in der Literatur eine Analyse des Phantomgliedes. Diese möchte ich in dem Kapitel „Der Leib als Körperding“ mit den Ergebnissen der Hirnforschung vergleichen. Ein Sondermerkmal des Leibes ist die Permanenz. Das hat eine besondere Bedeutung bei chronischer Krankheit und Behinderung. Darauf wird im Kapitel „Der Leib als eigener Leib“ eingegangen.

Im folgenden Kapitel 3.2 werde ich auf Empfindung und Wahrnehmung eingehen. Gerade bei behinderten Kindern kann es in den Bereichen Konstanz, Gestalt- und Strukturbildung und beim Sichempfinden und Sichbewegen in der Welt zu einer veränderten Aneignung von Wirklichkeit kommen. Im Kapitel über raumzeitliche Orientierung und leibliche Bewegung werden die Aspekte von Körperschema und leiblicher Verortung erörtert, aber auch Greifen und Zeigen spielen ineinander und die Intentionalität der leiblichen Bewegung soll kurz erörtert werden.

Im folgenden Kapitel 3.4 über Spontanität und Gewohnheit werden rationalistische und empiristische Lerntheorien geschildert und durch Ergebnisse der Hirnforschung ergänzt. In diesem Zusammenhang ist noch auf Piaget einzugehen, dessen Theorien in der Körperbehindertenpädagogik eine bedeutende Rolle spielen.

Thema des nächsten Kapitels ist der leibliche Ausdruck. Selbstdarstellung ist immer auch eine Darstellung für die Anderen. Dies hat besondere Konsequenzen für die Behinderten.

Körperverhalten, seelisches Verhalten und die Deutung seelischen Verhaltens führen zum Begriff der Empathie und den Erkenntnissen der Hirnforschung zu diesem Thema. Dann soll auch noch auf die Körpersprache eingegangen werden, erwähnt werden die vier Formen der Körperlichkeit, die Waldenfels unterscheidet.

Kapitel 3.6, 3.7 und 3.8 sind von besonderer Bedeutung bei Behinderten. Da der Leib auch immer auf die Anderen bezogen ist, besteht ein Zusammenhang zwischen Leib und Kultur. Im Kapitel über Leib und Sexualität, die ja auch eine kulturelle Disposition hat, werden die Probleme behinderter Menschen erörtert. In Kapitel 3.8 werde ich mich noch den Problemen bei Sehen, Hören und Sprechen zuwenden. Dies betrifft die Wahrnehmung und viele der Körperbehinderten sind in diesen Fähigkeiten beeinträchtigt.

Im dritten Abschnitt der Arbeit möchte ich auf die Veränderungen von Leiblichkeit bei Körperbehinderung hinweisen. Diese Veränderungen entstehen zunächst ursächlich durch den Körperschaden, des weiteren aber auch in der Entwicklung der Kinder und durch gesellschaftliche Einwirkungen auf die Körperbehinderten. Im letzten Kapitel über den Leib als Problem und Perspektive in der Körperbehindertenpädagogik werden vorhandene Ansätze vorgestellt.

2. Körperbehinderte Kinder und Jugendliche

2.1 Behinderung und Körperbehinderung

Der folgende Text befindet sich in dem Buch

Staud/Staud (2011): Sonderpädagogik Erkenntnisse der Hirnforschung und ihre Bedeutung für die Körperbehindertenpädagogik. Norderstedt: Books on Demand GmbH

Kapitel 3: Behinderung und Körperbehinderung

2.2 Personengruppe

Der folgende Text befindet sich in dem Buch

Staud/Staud (2011): Sonderpädagogik Erkenntnisse der Hirnforschung und ihre Bedeutung für die Körperbehindertenpädagogik. Norderstedt: Books on Demand GmbH

Kapitel 4.2: Personengruppe

3. Das leibliche Selbst in der Phänomenologie des Leibes

In der Philosophie herrscht weitgehend Übereinstimmung, dass Erfahrung der Ausgangspunkt allen Philosophierens sei. Die Philosophie geht von einer vor-wissenschaftlichen, alltäglichen Weise der Erfahrung aus. In unserem Erkennen und Handeln ist Welt immer schon erschlossen. Heidegger nennt dies das In-der-Welt-Sein des Daseins (vgl. Anzenbacher 2002, S. 18).

„Die umgangssprachlich erschlossene Erfahrungswelt ist alles, was Philosophie anfangend voraussetzt.“ (Anzenbacher 2002, S. 18)

Philosophische Fragen stellen sich dann, wenn die Erfahrungswelt ihre Selbstverständlichkeit und Vertrautheit verliert. Das ist vor allem in Grenzsituationen der Fall (vgl. Anzenbacher 2002, S. 19).

Die sogenannte phänomenologische Methode, die Husserl entwickelt hat, ist eine Richtung des philosophischen Denkens, die in Europa große Verbreitung gefunden hat. Die Phänomenologen wollen analysieren was sich zeigt. Was zweifelsfrei gegeben ist ist Phänomen. Als Phänomenologie wird die Wissenschaft von den Phänomenen bezeichnet. Alles was sich in der Erfahrung zeigt ist Phänomen. Dabei ist zwischen äußerer Erfahrung (äußere Dinge) und innerer Erfahrung (was in uns geschieht) zu unterscheiden. Für Husserl zeigt die Analyse des Phänomens, dass dem Sinnlichen ein Nicht-Sinnliches zugrunde liegt (vgl. Anzenbacher 2002, S. 147).

Die Phänomene sind also zweischichtig: In der Schicht des Empirisch-Realen wird in den Wahrnehmungsakten unsere Sinnlichkeit anschaulich. Die Schicht der Wesenseinheiten und Wesenssachverhalte wird als Schicht der idealen Gegenstände bzw. die des Eidetischen bezeichnet. Phänomenologie will Phänomene analysieren, und zwar so, dass ideale Wesenseinheiten und Wesenssachverhalte zur Gegebenheit kommen. Ein System reiner Wesenssachverhalte ist Ziel der Phänomenologie (vgl. Anzenbacher 2002, S. 149).

In der Methode der Phänomenologie nach Husserl soll durch Rückbezug auf innere Bewusstseinsvorgänge eine neue Gewissheit über das Wesen der Dinge und des Menschen erbringen. Dies wirkte in verschiedene Bereiche hinein (vgl. Kunzmann u.a. 2005, S. 183).

„Merleau-Ponty will mit ihrer Hilfe klären, wie das menschl. Bewußtsein und Verhalten die Welt erschließt und strukturiert.“ (Kunzmann u. a. 2005, S. 183)

Merleau-Ponty wendet sich gegen eine naturalistische Sichtweise, die menschliche Phänomene von außen erklärt, aber auch gegen eine Sichtweise, die alles von innen durch das reine Bewusstsein begreifen will. Er verweist auf eine dritte Dimension, in der der Bezug von Natur und Bewusstsein offengelegt wird (vgl. Kunzmann u.a. 2005, S. 197).

„Die >Phänomenologie der Wahrnehmung< zeigt, wie unser Verhältnis zur Welt auf den unendlich offenen Horizont der **Wahrnehmung** bezogen ist, vorgängig aller wissenschaftlichen Objektivierung. So nimmt das Bewußtsein keinen unbeteiligten Beobachtungsstandpunkt ein, sondern ist immer *engagiertes* Bewußtsein, weil es auf den Kontakt zur Welt angewiesen bleibt.

Auch hier wird die unlösbare Verknüpfung von Bewußtsein und Körper betont.

Die Erfahrung unseres *Leibes* enthält so eine unaufhebbare **Doppeldeutigkeit** (ambiguïté), weil er weder ein reines Ding noch reines Bewußtsein ist.“ (Kunzmann u.a. 2005, S. 197)

3.1 Leib und Körper

3.1.1 Leib und Körper in Gegenwart und Vergangenheit

Für Waldenfelds stellt der Leib ein Grundphänomen dar, das an der Konstitution anderer Phänomene immer beteiligt ist. Für ihn ist der Leib der Gesichtspunkt aller Gesichtspunkte. Er spricht in diesem Zusammenhang von einer leiborientierten Phänomenologie, denn wenn Dinge erforscht werden oder wenn über Dinge nachgedacht wird, wird dabei immer auf den Leib oder die leibliche Situation Bezug genommen. Der Leib ist immer beteiligt, auch wenn man über ihn spricht. Die Leiblichkeit wirkt in die Rede bis in die Satzbedeutung hinein. Der Leib ist immer beteiligt und zwar auf verschiedene Weise. Für Waldenfelds hat der Leib einen Weltbezug, einen Selbstbezug, und einen Fremdbezug (vgl. Waldenfelds 2000, S. 9-11).

In der Gegenwart erleben wir eine große Wiederkehr des Leibes oder des Körpers. Der Leib erfreut uns mit einem Rest an Innerlichkeit. Auf der anderen Seite besteht die Tendenz den Leib auf die körperliche Hardware zu reduzieren (vgl. Waldenfelds 2000, S. 11, 12).

Man sollte zwischen Indizien für einen gegenwärtigen Körperkult mit all seinen Auswüchsen und einem fundamentalen neuen Körperbewusstsein der Menschen heute unterscheiden.

Hierbei ist zwischen dem Körper, den man hat, und der Leiblichkeit als Spezifikum der menschlichen Existenz zu differenzieren (vgl. Orth 2005, S. 50)

Der Körperkult in der Gegenwart ist von einer Reduzierung der Leiblichkeit des Menschen auf eine reine Körperlichkeit geprägt. Der Mensch wird reduziert auf Perfektionsgrößen, die es zu erfüllen gilt. Ein solches auf das Körperbild reduzierte Menschenbild lässt das Personsein des Menschen aus dem Blick. Durch Leiblichkeit erfahrene Individualität und Identität des Menschen wird nicht mehr beachtet (vgl. Kostka 2005, S.63).

Diese Wahrnehmung und Bewertung des Körpers ist abhängig vom kulturellen und religiösen Hintergrund. Ein Körper wird als perfekt angesehen, wenn er den kulturellen, sozialen und religiösen Normen entspricht. Deutliche Abweichungen vom normalen Körper, wie das bei Körperbehinderten der Fall sein kann, können zu desintegrativen, diskriminierenden Reaktionen in der jeweiligen Gesellschaft führen. Diesen behinderten Menschen werden unter Umständen noch andere gefährliche Attribute zugeordnet. In der medialisierten Welt von heute werden die Normen des Körperlichen durch die globale Medien- und Konsumindustrie bestimmt. Körperliche Normen sind medialisiert und globalisiert. Auf dem Weg zum perfekten Körper dient die Medizin immer häufiger als Instrumentarium. Kosmetische Operationen werden durchgeführt, weil sich die Operierten davon eine Stärkung ihres Selbstwertgefühls erhoffen. Es wird ein Menschenbild vermittelt, bei dem der Mensch nach seinen Körpermaßen und Markenkleidung klassifiziert wird. Dieses Menschenbild ist von Entindividualisierung geprägt. Das widerspricht der Einzigartigkeit des Menschen auch in seiner körperlichen Gestalt (vgl. Kostka 2005, S. 58-61).

Waldenfelds beschreibt in seinen Vorlesungen vor allem die Geschichte des Leibes und des Körpers in der Neuzeit.

Im alten Ägypten bedeutete Gesundheit des Leibes ein Leben in Jugendfrische und Genussfreudigkeit. Man wünschte sich zum Gruß vollständige Körperteile und einen gesunden Leib. Das Zentrum der gesunden Gliederung war für die Ägypter das Herz. Krankheiten wurden als ein Zeichen der Unordnung beschrieben (vgl. Schipperges 2001, S. 24, 27).

Auch bei Homer wird die Brust als Stätte des leiblichen Erlebens verstanden. Das Herz wird als das Symbol, das Sinnbild des Lebens und Signal des Reifens verstanden. Erst im Laufe der Zeit wurde das konkret gespürte Innere des körperlichen Leibes durch sprachliche Metaphern umgedeutet in ein fiktives seelisches Inneres, ein Reich der intimen Innerlichkeit (vgl. Schipperges 2001, S. 28, 29).

In der griechischen Medizin erscheint der Leib des Menschen als eine Nachahmung des Alls. Heilkunst ist für die Griechen eine Steuerungskunst. Für sie ist der leibliche Organismus aus den Elementen zusammengefügt, die auch die Struktur der äußeren Welt verkörpern: Erde, Luft, Wasser und Feuer. Sie werden als Körpersäfte wirksam in Blut, Schleim, Galle und Schwarzgalle. Durch Einflüsse aus der Umwelt entstehen die Krankheiten, aus der Nahrung, fehlerhafter Ausscheidung und auch aus fehlgesteuertem Affekthaushalt. In der Heilkunde wird das Streben der Natur nach Wiederherstellung ihrer Harmonie unterstützt. Heilkunde ist daher das Wissen um den gesunden Leib. Eine gleichmäßige Mischung der Körpersäfte bedeutet Gesundheit, eine fehlerhafte Mischung Krankheit. Wie schon erwähnt wurde das Herz als Anfang und Ursprung des Lebens angesehen. Aristoteles sah den Menschen als Wesenseinheit. Die Seele war für ihn die Form des Leibes, das formgebende wesensbestimmte Prinzip, das die Materie belebt und zu einem menschlichen Leibe formt (vgl. Schipperges 2001, S. 31-37).

In der Heilkultur des arabischen Mittelalters gab es keine Trennung in somatischen und psychischen Bereich. Der Mensch sei in seiner Ganzheit nie aufzuteilen, bei allen Therapien sei daher das Körperliche wie auch das Seelische zu berücksichtigen. Der philosophische Aspekt ist niemals vom religiösen zu trennen. Auch in diesen Kulturen ist das Herz die Wesensmitte des Menschen. Welt und Leib sind in dieser Weltanschauung in einem unauflösbaren Konnex. Der menschliche Leib übernimmt dabei die Führungsrolle und die Materialität der Welt verhält sich gleichsam wie ein Partner. Diese Vorstellung entspricht dem klassischen Schema der Antike (vgl. Schipperges 2001, S. 38-44).

Im christlichen Abendland wurde Christus als Arzt für Leib und Seele gesehen. Das frühe Christentum war eine medizinische Religion. Die Klöster waren Stätten der Heilung. Ende des Mittelalters hatte sich die Kirche auf die alleinige Sorge um das Seelenheil des Menschen zurückgezogen. Maß und Ziel sind Begriffe, die in der Medizin eine Rolle spielen. Die Heilkunst umgreife alle anderen Künste, sie sei als eine zweite Philosophie aufzufassen. Die Kunst gesunder Lebensführung wird zum Wohle des Leibes angestrebt. Der Leib ist bei Gottfried von St. Viktor nicht nur körperhaft, sondern auch geistig zu verstehen. Eine verdeckte Philosophie des Leibes ist bei Albertus Magnus zu finden (vgl. Schipperges 2001, S. 46-49).

Beim Übergang zur Neuzeit wurden die wichtigsten Lebensbereiche, auch des religiösen Lebens mehr und mehr entkörperlicht, wahrhaft entleert. Im Neuen wie im Alten Testament war das Herz das von Gott gebildete geistige Zentrum des Menschen (vgl. Schipperges 2001, S. 50).

Diese Anschauungen wirkten sich auf Behinderte aus. Inwieweit sie in der Gemeinschaft aufgenommen oder ausgeschlossen wurden, dabei spielten ökonomische Gründe eine Rolle. Wurde der Körper unter dem Aspekt der Nützlichkeit und Verwertbarkeit gesehen, dann war die Einstellung gegenüber Behinderten aggressiver und vernichtender Natur (vgl. Bergeest 2006, S. 49).

In der Neuzeit findet nach Waldenfels auf dem Weg vom Weltleib zum bloßen Naturkörper eine Entseelung und Entzauberung des Kosmos statt. Der Kosmos ist in der Neuzeit nicht mehr der Inbegriff sich selbst bewegender Wesen, sondern bloße Natur, in der mechanische gesetzlich geregelte aber ziellose Vorgänge zu beobachten sind. Deshalb ist zwischen dem Bereich der Dinge und dem Bereich des Denkens zu unterscheiden. Tiere und Pflanzen gehören zum Bereich der physischen Dinge, sie werden als Automaten gedacht, die sich mechanisch bewegen. Dies gilt auch für den Körper des Menschen. Der Mensch wird also auf der einen Seite als ein denkendes Wesen gesehen und auf der anderen Seite als ein Wesen, das einen Körper hat. Dies wird als cartesianischer Dualismus bezeichnet. In der Phänomenologie des Leibes wird nicht die Ordnung des Lebens von der Ordnung der Vernunft in dieser Weise abgetrennt. Es wird nach einer spezifischen Ordnung der Vernunft im Bereich des leiblichen Lebens gesucht (vgl. Waldenfels 2000, S. 17-22).

3.1.2 Der Leib als Körperding

In der Phänomenologie der Wahrnehmung von Merleau-Ponty findet sich eine ausführliche Analyse des Phantomgliedes. Wenn Kriegs- oder Verkehrsverletzte, die ein Körperteil verloren haben, weiterhin das Gefühl haben, dieses Glied noch zu besitzen, so nennt man das ein Phantomglied. Bei Descartes erwächst das Phantomglied aus einer Wahrnehmungstäuschung. Der Patient empfindet etwas, obwohl die äußeren Reize fehlen. Aber bei dieser Deutung ist nicht erklärt, welche Funktion die Ausbildung des Phantomgliedes im Lebenszusammenhang des Amputierten übernimmt (vgl. Waldenfels 2000, S. 24, 25).

„Das Phantomglied besagt nicht *irgendeine* Täuschung, sondern es tritt an einer ganz gezielten Stelle auf und übt dabei eine ganz bestimmte Funktion aus.“ (Waldenfels 2000, S. 26)

„Das Auftreten des Phantomglieds ist mit einer bestimmten emotionalen Situation verbunden.“ (Waldenfels 2000, S. 26)

Es sind emotionale Momente, die der Situation des Verlustes eine bestimmte Färbung oder Tönung verleihen. Kulturelle Variationen sind dabei auch maßgebend. So genannte Kulturmenschen sind häufiger betroffen. Es ist also kein rein physiologisches Phänomen, sondern die Bedeutung des Leibes für das Leben in der Welt hat darauf Einfluss. Aber auch rein psychologische Erklärungen reichen auch nicht aus. Merleau-Ponty sieht darin ein „Nichtwahrhabenwollen“. Das bedeutet: Der Patient nimmt den Defekt auf gewisse Weise schon wahr, sonst könnte er ihn nicht nicht wahrhaben wollen. Das erinnert an Verdrängung oder Fixierung. Das Phantomglied ist eine leibliche Defizienz, eine Amputation oder Verstümmelung. Ein Verlust an Welt- und Lebensmöglichkeiten ist die Folge. Durch den Verlust eines Armes oder Beines verliert derjenige in der Welt vielerlei Möglichkeiten. Ein Verlust durchläuft einen Prozess, ähnlich wie das Vergessen. Es ist Verlustarbeit zu leisten. Solange dies nicht geschieht, sind die aktuellen Möglichkeiten blockiert. Alle aktuellen Gegenwarten werden verdrängt und der Verlust wird nicht angenommen. Also lebt der Patient in einer Als-ob-Welt, die es in dieser Weise nicht mehr gibt. In diesem Verständnis wird der Dualismus gesprengt. Es gibt eine Osmose zwischen Physischem und Psychischem, der Leib hat dabei eine Vermittlerrolle (vgl. Waldenfels 2000, S. 26-30).

Auch die Hirnforschung hat sich mit dem Problem beschäftigt. Das amputierte Körperteil wird so empfunden, als ob es noch vorhanden wäre. Nahezu alle Patienten haben nach Amputationen Phantomempfindungen. Dies äußert sich als ein Kribbeln oder ein spontanes Empfinden von Hautsensationen. Die Phantome sind um so ausgeprägter, je schwerer das Amputationstrauma war, wie zum Beispiel bei Unfällen. Die Phantome verändern sich mit der Zeit, sie werden als kleiner und körpernäher empfunden. Es kommt auch zum Phänomen der fehlbezogenen Empfindungen. Die Empfindlichkeit des Stumpfes für Sinnesempfindungen ist dabei erhöht. Phantomempfindungen unterliegen ganz erheblichen Schwankungen bei verschiedenen Menschen. Ärzte vermuten, dass dabei der Charakter eines Menschen von Bedeutung ist. Hirnforscher gehen davon aus, dass durch die Narben oder falsch gewachsene Nervenfasern im Stumpf Erregungen produziert werden, die nach Weiterleitung ins Zentralnervensystem dort als Phantom erlebt werden. Cronholm gelangte zu dem Ergebnis, dass Phantomempfindungen durch eine Übererregbarkeit im Bereich des Rückenmarks verursacht seien. Patienten mit Querschnittslähmung beider Beine haben keine oder andere Phantomempfindungen wie Amputierte. Wenn sie Phantome entwickeln, geschieht dies erst nach Monaten und die Empfindungen sind schwach und sind nicht wie die der Amputierten. Aber sie sind in der Hinsicht gleich, dass kortikal in beiden Fällen der Input fehlt. Also müssten Querschnittsgelähmte dieselben Phantomerlebnisse haben wie Amputierte. Das ist

aber nicht der Fall. Hirnforscher sind daher der Ansicht, dass ein Prozess im peripheren Nerv oder im Rückenmark die Phantomempfindung verursacht (vgl. Spitzer 2000, S. 161-167). Bei einer Amputation von Gliedmaßen werden die Nervenfasern durchtrennt. Die Nervenfasern sind nichts weiter als Bündel von Axonen, die zu den Neuronen gehören. Sie werden durch die Durchschneidung geschädigt. Läderte sensible Neuronen erzeugen Rauschen. Dieses Rauschen (damit ist die ungeordnete Aktivität des ersten sensiblen Neurons gemeint, das seines normalen Inputs beraubt ist) sorgt beim Amputierten für die taktilen und kribbelnden Empfindungen, also für das Phantomerleben (vgl. Spitzer 2000, S. 173).

3.1.3 Der Leib als eigener Leib

Der Leib ist ein Ding besonderer Art. Vier Eigenschaften sind zu benennen, die schon bei Descartes zu finden sind. Das erste Sondermerkmal ist die Permanenz. Unser Leib ist immer da. Man kann sich von seinem Leib nicht entfernen. Der Leib zeigt sich immer von derselben Seite und aus einem bestimmten Blickwinkel. Man kann sich nicht nach dem Leib umdrehen, man kann sich nicht auf den Rücken schauen, man kann nicht um ihn herumgehen. Er wandert mit wie ein Schatten. Bei Bewegung bewegt sich der Leib immer mit. Man kann sich im Spiegel sehen und entdeckt dabei eine gewisse Fremdheit an sich, die zum Vorschein kommt, wenn man sich wie von außen sieht, so wie die Anderen einen sehen (vgl. Waldenfels 2000, S. 30-33)

Im Spiegelbild sind Sehende und Gesehene nicht einfach identisch. Man sieht sich im Spiegel im Blickwinkel des anderen. Hier muss unterschieden werden zwischen dem Blick, also dem Ereignis des Sehens und dem was gesehen wird. Durch technische Vorrichtungen kann man sich von verschiedenen Seiten sehen, aber spontan ohne Spiegel gelingt uns dies nicht (vgl. Waldenfels 2000, S. 33, 34).

Im bezug auf das Sondermerkmal der Permanenz des Körpers wird chronische Krankheit als Gewalterfahrung empfunden. Der Körper ist in seiner Allgegenwart und Alltäglichkeit, also in Zeit und Raum für uns selbstverständlich. Wenn er sich nicht mit Bedürfnissen meldet bemerken wir ihn als eine Konstante unseres Daseins nicht. Die Bedürfnisse des Körpers fallen in einem hinreichend befriedigenden Alltag nicht auf. Bleiben diese Bedürfnisse nach Wärme, Nahrung usw. aus, so ist dies ein Anlass von Leid, Selbstzweifeln, Enttäuschung und Wut. Der Kranke kann sich seiner Krankheit nicht entziehen. Er ist ihr Gefangener. Er kann der Krankheit nicht entfliehen und ist daher gezwungen sich den Bedingungen des Krankseins zu unterwerfen. Die Krankheit und sein kranker Körper sind sein wesentliches Gegenüber (vgl. Grefe 2002, S. 431-437).

„Der Körper ist Teil des Selbst wie der Außenwelt, damit ist er differenziert innerseelisch repräsentiert. Wird der Körper in der Funktionsstörung bemerkbar, entstellt er sich aus dem ich-syntonen, unbemerkten Funktionieren ins Äußere, ins Gestörte und fungiert mehr als quasi äußeres Objekt. Dies markiert zugleich den Verlust zu bestimmenden Teilen oder Qualitäten des inneren Objekts, das er war. Der Körper war – ungestört - »einfach da« und wird in seiner Verweigerung, seiner unerwarteten Andersartigkeit in der Krankheit quasi-autonom, macht nicht mehr mit, macht mit dem Kranken, was er will, ist für Überraschungen gut, stört Pläne, setzt Zeichen usw. - all dies Kennzeichen des abgrenzbaren, abgegrenzten äußeren Objekts.“ (Grefe 2002, S. 442)

Der in seiner Funktion beeinträchtigte Körper ist eine Bedrohung des im Ich erlebten Selbstwertgefühls. Körperliche Äußerungen der Krankheit müssen daher geleugnet oder verzerrt werden um das Selbstwertgefühl zu schützen und ein erträgliches narzistisches Gleichgewicht sicherzustellen (vgl. Grefe 2002, S. 442).

Der zweite Aspekt ist die Doppelempfindung. Man hat mit dem Körper die Möglichkeit sich selber zu tasten, zu hören und sich selber zu sehen. Der Leib ist auf sich selbst bezogen (vgl. Waldenfels 2000, S. 37).

Darin unterscheidet er sich von allen Gegenständen. Der Leib ist aber auch ein affektiver Gegenstand (vgl. Merleau-Ponty 1966, S. 118).

Der Schmerz ist ein Affekt besonders intensiver Art. Der vierte Aspekt des Leibes ist die kinästhetische Empfindung. Unter Kinästhesie versteht man Bewegungsempfindung. Bewegung wird hier mit der Empfindung von Bewegung verbunden. Als letzten Aspekt wäre noch der Leib als Willensorgan zu erwähnen. Der Leib wird unmittelbar bewegt ohne dass ein Werkzeug dazu benötigt wird. Schon Aristoteles bezeichnet die Hand als das Organ der Organe. Die Hand ist immer beteiligt, wenn man in die Welt eingreift. Nach der klassischen Philosophie ist der Körper kein Ding wie alle anderen. Der Körper hat bestimmte Merkmale und Kennzeichen. Der Leib wird hier primär als ein vorgestellter Leib gedacht. Dem physischen Körperprozess werden psychische Prozesse hinzugefügt. Husserl spricht von einem fungierendem Leib im Gegensatz zum Körperding (vgl. Waldenfels 2000, S. 38-42).

„Das Körperding wäre etwas, das ich beschreibe; der fungierende Leib ist der, der im Wahrnehmen, im Handeln, im Empfinden, in der Sexualität, in der Sprache usf. selbst eine bestimmte Leistung vollbringt, eine Funktion ausübt.“ (Waldenfels 2000, S. 42)

Merleau-Ponty gebraucht immer wieder die Begriffe Ambiguität, Zweideutigkeit und Mehrdeutigkeit. Mit Ambiguität meint er, dass der Leib zweideutig in dem Sinne ist, dass er weder Geist noch Natur, weder Seele noch Körper, weder Innen noch Außen ist. Beim Selbstbezug wird der Versuch gemacht den Leib von sich selbst her zu denken. Der Leib ist auf sich selbst bezogen. Dabei liegt der Selbstbezug noch vor der Unterscheidung zwischen einem etwas, das wahrgenommen wird und einem jemand, der wahrnimmt (vgl. Waldenfels 2000, S. 42, 43).

Der Selbstbezug hat aber auch immer ein Moment des Selbstentzugs. Im Selbstbezug bin ich zwar selbst beteiligt, aber das Selbst ist nicht einfach auf sich bezogen, sondern es entzieht sich zugleich. Man ist sich immer auch fremd (vgl. Waldenfels 2000, S. 44).

3.2 Empfinden und Wahrnehmen

3.2.1 Konstanzannahme

Wahrnehmung tritt immer in einem bestimmten Zusammenhang auf. In der Psychophysik begegnet man bestimmten Grundannahmen. In der Phänomenologie der Wahrnehmung und des Leibes werden diese Annahmen an der Erfahrung überprüft (vgl. Waldenfels 2000, S. 45, 46).

Konstanzannahme bedeutet, dass es eine konstante und eindeutige Zuordnung gibt zwischen den physikalischen Eigenschaften eines Reizobjekts und dem entsprechenden Wahrnehmungsgehalt bzw. der entsprechenden Reaktion. Nach Köhlers Versuchen steht am Anfang aber nicht die Wahrnehmung von isolierten Eigenschaften oder Elementen, sondern die Elemente sind von vorneherein in bestimmte Relationen eingefügt, in das, was man Gestalt nennt. Das ist auch an den Täuschungsfiguren zu sehen. Die Frage ist, ob sie ein Fehlurteil sind. Aber Wahrnehmungstäuschungen sind nicht außergewöhnlich. Wir sehen die Dinge beständig falsch und sind dauernd dabei, das Gesehene zu korrigieren (vgl. Waldenfels 2000, S. 48-53).

In konstruktivistischer Sichtweise ist Wahrnehmung eine subjektive Tätigkeit und kein objektives Geschehen. Bei den Kippbildern versucht das visuelle System uneindeutigen Wahrnehmungen Struktur und Ordnung zu geben. Wahrnehmung wird hier als ein Konstruktionsprozess beschrieben, der von der subjektiven Erfahrung und dem Wissen des Einzelnen beeinflusst ist. Wahrnehmung und Interpretation fallen in einem Prozess zusammen, man kann sie im Erleben nicht voneinander trennen (vgl. Lindemann 2006, S. 16). Waldenfels bemerkt dazu, dass die Welt sich immer mit offenen Stellen darstellt, mit Unbestimmtheiten.

„Die Annahme einer völlig in sich bestimmten Welt ist ein Konstrukt, das wir der Erfahrung unterlegen.“ (Waldenfels 2000, S. 57)

Bei der Kippfigur haben wir es mit verschiedenen Wahrnehmungskontexten zu tun, die Formen treten in verschiedenen Kontexten auf und in Wirklichkeit ändern wir jeweils die Wahrnehmungssituation (vgl. Waldenfels 2000, S. 57).

„Die beiden Kontexte treten zueinander in Beziehung über eine Umgestaltung, einen Gestaltwechsel, der sozusagen eine Übersetzung vornimmt.“ (Waldenfels 2000, S. 58)

Größenkonstanz, Farbkonstanz, Formkonstanz sind eigentlich nur Idealwerte, die nie wirklich auftreten. Wir gehen dabei von einer fertigen, positiv und eindeutig bestimmbar Welt aus. Diese Welt konstruieren wir und urteilen dann über das, was wir sehen (vgl. Waldenfels 2000, S. 55, 56).

Die Entwicklung von Kindern mit konstitutionellen motorischen Schädigungen (Querschnittslähmung) und funktionellen Schädigungen (Cerebralparese) führt aufgrund der Behinderung zu einer veränderten Aneignung von Wirklichkeit. Es kommt zu Umwegen in der motorischen Entwicklung und die Kinder müssen Kompensationsleistungen erbringen um ihre Welt strukturieren zu lernen. Grundlegende Schemata können dabei unvollständig erworben werden oder fehlen. Dies kann zum Beispiel zu unvollständiger Raumvorstellung führen (vgl. Bergeest 2006, S. 141).

Qualitative Untersuchungen gewähren einen Blick in den Komplex der Leistungsmuster körperbehinderter Kinder. Besonderheiten in der Kognition sind Endprodukte von Anpassungsleistungen der Gesamtentwicklung. Beobachtet werden dabei die folgenden Auffälligkeiten im Leistungsverhalten, was Auswirkungen auf den Erwerb der Kulturtechniken hat:

Auf der Ebene der sensorischen Integration als körperlich-sinnliche konkrete Erfahrungswelt haben die Kinder Probleme bei der Figur-Grund-Diskrimination (Wichtiges und Unwichtiges

werden nicht hinreichend unterschieden, Reizüberflutung). Probleme ergeben sich auch bei der Form- und Größenkonstanz, dem allgemeinen räumlichen Vorstellungsvermögen und der Erfassung von Nähe, Gleichartigkeit, Reihung und Trennung von Objekten und Ereignissen (vgl. Bergeest 2006, S. 144, 145).

3.2.2 Wahrnehmung als Gestalt- und Strukturbildung

Zwei Begriffe spielen in der Phänomenologie der Wahrnehmung eine große Rolle, die der Struktur und der Gestalt. Strukturen und Gestalten sind das, wovon wir immer ausgehen. Zum Begriff der Struktur ist zu bemerken:

„1. Es handelt sich um eine strukturierte Ganzheit, d. h. um eine Totalität, deren Elemente nicht einzeln für sich, sondern durch ihre Stellung zueinander im Ganzen bestimmt sind.“ (vgl. Waldenfels 2000, S. 65, 66)

Im strukturellen Denken hängt eines mit dem anderen zusammen. Veränderungen geschehen nicht durch bloße Einwirkungen oder Eingriffe von außen, sondern sie geschehen auf dem Wege einer Selbstorganisation oder Selbstregelung. Die Selbstorganisation vollzieht sich auf der Ebene der Erfahrung. Sie kommt nicht durch Denkakte zustande, sondern das Erfahrungsfeld verändert sich (vgl. Waldenfels 2000, S. 66, 67).

Die Bedeutung dieser Erkenntnisse zeigt sich bei autistischen Kindern. Autismus ist eine tiefgreifende Entwicklungsstörung, die im Kleinkindalter oder in der Kindheit beginnt. Die Entwicklung von Funktionen, die mit der Reifung des ZNS verbunden sind, ist bei diesen Kindern eingeschränkt oder verzögert. Die Störung hat einen stetigen Verlauf (vgl. Remschmidt/Kamp-Becker 2006, S. 34).

Autistische Kinder sind durchaus in der Lage, ihre Wahrnehmungen in verfügbare Ordnungsschemata einzureihen und damit auch entsprechende Konzepte bzw. logische Formen in der Auseinandersetzung mit den Gegenständen selbst zu entwickeln oder von der sozialen Umwelt über sprachliche Kommunikation zu übernehmen. Probleme ergeben sich dann, wenn ein übergeordnetes Schema gebildet werden soll, damit das Einzelereignis in einen größeren Zusammenhang gestellt werden kann. Durch diese weitere Verarbeitung des Reizmaterials können Gegenstände in eine erkennbare Beziehung zueinander treten und dadurch kann das Verständnis einer Handlung oder eines Sachverhaltes entstehen. Befunde deuten darauf hin, dass diese Kinder weniger die Tendenz zur Einheitsbildung, zur Orientierung an einer umfassenden Gestalt aufweisen. Als Ursache wird ein Wahrnehmungsstil angesehen, der bei diesen Kindern von den Details ausgeht, die bei der Interpretation der wahrgenommenen Reize dominieren (vgl. Klicpera/Innerhofer 2002, S. 54). Kernsymptome einer solchen Entwicklungsstörung sind ein weitgehender Mangel an affektivem Kontakt zu anderen Menschen. Zwanghaft versuchen diese Menschen Gleichförmigkeit aufrecht zu erhalten und sie haben eine Faszination für Gegenstände, mit denen sie recht geschickt hantieren. Beeinträchtigungen und Auffälligkeiten in der Kommunikation sind ein weiteres Kennzeichen dieser Behinderung (vgl. Klicpera/Innerhofer 2002, S. 221).

In der Körperbehindertenpädagogik orientiert man sich in diesem Zusammenhang an den Gesetzen der Attraktion und an den Attraktoren der Entwicklung. Sie bestimmen die Richtung und die Geschwindigkeit, mit der sich ein System optimiert. Attraktoren sind Strukturen, die sich immer wieder durchsetzen, solange das System stabil ist. Neue Attraktoren bewirken Instabilität, bis das System zu einer neuen dynamischen Ordnung gefunden hat. Selbstorganisation findet also in einem geschlossenen System statt. Dieses ist aber der Umwelt gegenüber offen und steht in dialogischem Austausch mit ihr. Es lassen sich die folgenden Attraktoren im Netzwerk der Entwicklungslogik betrachten (vgl. Bergeest 2006, S. 139, 140):

„Proprioceptive Attraktoren zur Inbesitznahme des Körper-Selbst. Aufnahme von Information in der Einheit von Wahrnehmung und Bewegung sowie Bildung von Schemata zur Körperoberflächen- und Körpertiefenempfindung, Bewegungs-Schwerkraft- und Gleichgewichtsempfindung. Fehlen entsprechende Schemata, wird die harmonische Ausprägung höherer Leistungsmuster erschwert, und der Organismus muss kompensieren, während die Gesamtentwicklung weitergeht. Dieser Integrationsprozess ist in engem Zusammenhang mit dem psychischen Gleichgewicht des Individuums zu sehen, beispielsweise mit Dimensionen von Selbstbewusstsein, Selbstkontrolle und Selbstvertrauen.“ (Bergeest 2006, S. 140)

Störungen dieses Prozesses äußern sich in Besonderheiten in der Konzentrationsfähigkeit, des Körperbewusstseins, der motorischen Handlungsfähigkeit und der emotionalen Gestimmtheit (vgl. Bergeest 2006, S. 140).

„Exeroceptive Attraktoren zur Selbstwahrnehmung in der Welt. „Figuren“ der Welt mit Qualitäten des Riechens, Schmeckens, Tastens, Hörens und Sehens lösen sich in diesem Zusammenhang mit der Proprioception vom „Hintergrund“.“ (Bergeest 2006, S. 140)

Fehlen diese Schemata (z. B. Leistungen der Grobmotorik), so ist die Ausbildung der Schemata der Feinmotorik erschwert. So kann das Kind keine ausreichenden oder motorischen Erfahrungen machen und ist in seiner Handlungsfähigkeit eingeschränkt (vgl. Bergeest 140, 141)

„Im Zusammenhang mit der *Emotion*, die sich hinsichtlich der Entwicklungslust als *Motivation* darstellt, und dem positiv erlebten *Sozialkontakt* entwickeln sich ausgeprägte Leistungen der Gestalterfassung der Welt. (Figur-Grund-Unterscheidung, Objektpermanenz, Form- und Größenkonstanz, Nähe und Gleichartigkeit von Objekten und Ereignissen), es kommt zur Bildung von Begriffen, zur Fähigkeit der Abstraktion, zur Kreativität in der *Gestaltung* der Welt als kognitive Leistungen (Erkennen, Prüfen, Verstehen, Vergleichen, Durchhalten) und schließlich zur Bewusstheit (der Sinnhaftigkeit) der Existenz.“ (Bergeest 2006, S. 141)

Die Integrationsprobleme bei körperbehinderten Kindern führen zum Teil zu übergreifenden Besonderheiten in der Raumerfassung, Zeit- und Rhythmuserfassung, Speicherung und Sprachentwicklung (vgl. Bergeest 2006, S. 141).

Wie hier auch schon erwähnt sind Grundmomente der Gestaltbildung die Differenz von Figur und Grund. Die Gestaltbildung läuft immer auf eine Differenz hinaus. Auch beim Lernen ist Differenzbildung entscheidend. Wie oben schon erwähnt spielen Sinn und Bedeutung auch in der Wahrnehmung schon eine Rolle. Unterschieden wird zwischen wichtigen und unwichtigen Momenten. Bei diese Typisierung treten bedeutsame Gestalten hervor und es kommt zu einer Regulierung. Eine bestimmte Gestalt wiederholt sich unter wechselnden Umständen. Konstanz werden gebildet. Erfahrungswirklichkeit wird dann im Hinblick auf eine Erfahrungsinstanz betrachtet. Das ist keine objektive Analyse der Natur. Form- und Gestaltbildungen sind auch kulturabhängig (vgl. Waldenfels 2000, S. 67-75).

3.2.3 Sichempfinden und Sichbewegen in der Welt

Empfindung ist ein komplexes Geschehen, das die Welt, die Natur und die soziale Welt mit betrifft. Gestalttheorie und die Phänomenologie der Wahrnehmung gehen davon aus, dass auch Empfindungsgestalten uns ansprechen. Nach Weizäcker gehen Wirkungen von den Dingen aus, die unser Verhalten verändern und das Verhalten verändert die Wahrnehmung. Merken und Wirken bilden einen Kreislauf. Wahrnehmung und Bewegung bilden einen Kreis in dem Sinne, dass die Wahrnehmung die Bewegung verändert und die Bewegung verändert die Wahrnehmung. Dies betrifft Farben, Töne und andere Qualitäten. Das betrifft auch die

Tasteindrücke. Tasteindrücke entstehen in einem Prozess des Ab tastens. Das Tasten ist ein Vorgang und kein punktueller Zustand (vgl. Waldenfels 2000, S. 76-83).

In der Sinnesqualität konkretisiert sich eine Existenzweise, in ihr verkörpert sich ein Existenzrhythmus. Die Existenzweise der Sinnesqualität vergleicht Merleau-Ponty mit dem Schlaf. Das Einschlafen erfolgt so, dass aus einer Haltung eine Situation wird, von der man ergriffen wird. Wenn man einschlafen will, schläft man nicht ein, man kann erst einschlafen, wenn diese willentliche Tätigkeit nachlässt. Merleau-Ponty vergleicht das Einschlafen mit einer Empfindung. Es bildet sich eine ganz bestimmte Existenzweise. Bei der Sinnesqualität handelt es sich um die Konkretion einer Existenzweise. Dabei ist eine Zirkularität von Empfindendem und Empfundem vorhanden. Es geschieht etwas zwischen dem Menschen und der Welt. Organismus und Umwelt sind aufeinander bezogen. Für Merleau-Ponty besteht zwischen Mensch und Natur ein Zusammenhang, ohne den das Empfinden unverständlich bliebe. Er versucht in den Blick zu bringen, dass der Umgang mit der Welt nicht auf die eigene Initiative reduziert werden kann und es spielt immer schon anderes mit, wenn wir uns in Bewegung setzen (vgl. Waldenfels 2000, S. 83-89).

Gerade bei Körperbehinderungen ist das Sichempfinden und Sichbewegen in der Welt beeinträchtigt.

Kinder mit cerebralen Bewegungsstörungen haben eine Schädigung anatomischer Struktur. Die Bewegungsstörung betrifft die veränderte Funktion eines plastischen Systems. Kinder mit schweren Bewegungsstörungen können sich entweder nicht bewegen oder maximal kontrahieren (Blockierung der Bewegung), da kortikale Bewegungsschemata fehlen. Das führt zu den folgenden Problemen:

„Fehlende innere Ruhe und fehlende Stabilität der Innenwelt, mangelhafte Organisation der autonomen Rhythmen (Schlaf-Wach-Rhythmus, Hunger-Sättigung), Probleme der Definition eigener Grenzen, fehlender „Boden unter den Füßen“, oberflächliche Atmung, Schwierigkeiten der Ernährung (Saugprobleme), mangelhafte perzeptive Toleranz (Einschätzung von Fernreizen), und Wahrnehmungsintegration (Reizabwehrreaktion), schwierige Auge-Hand-Mund-Koordination, Hypersensibilität gegenüber Lärm und gleichzeitig Unbehagen bei Stille („Suche nach uterinem Echo“), Intoleranz gegenüber Geschmacksrichtungen und oraler Heiß-Kalt-Empfindung (ebd. 75).“ (Bergeest 2006, S. 65).

Bei Kindern mit Spina bifida ist bei der kognitiven Entwicklung ein großes Spektrum vorhanden. Es gibt Kinder mit pathologischen Veränderungen und Strukturanomalien des Gehirns, was sich auf die geistige Leistungsfähigkeit auswirkt. Es gibt aber auch Kinder mit motorischen Erschwernissen, die zu einer veränderten Aneignung von Welt führen, es gibt aber auch Kinder ohne erschwerte Entwicklung. Bei der erschwerten Aneignung von Ordnungen der Welt kommt es als Folge zu Auffälligkeiten des Körperschemas (das wirkt sich auf die Wahrnehmung prägnanter Gestalten aus), Schwierigkeiten bei der Differenzierung von Grundgestalten (z.B. geometrische Figuren), Schwierigkeiten bei der Erfassung von Rhythmus, verminderte Erfassungsspanne bei komplexen Aufgaben, Schwierigkeiten Sequenzen zu erfassen, Konstanzprobleme (mangelnde Strukturierung des Raumes mit Auswirkungen auf das mathematische Verständnis) und Probleme bei der räumlichen Orientierung. Die Sensibilitätsstörungen stellen ein besonderes Problem dar, die Kinder beachten nicht gespürte Körperpartien zu wenig oder gar nicht. Pädagogische Maßnahmen sind hier nötig um den Bezug zum eigenen Körper herzustellen (vgl. Bergeest S. 73, 77).

3.2.4 Vielheit der Sinne und Synästhesie

Die Wahrnehmungswelt ist nicht einfach homogen. Es gibt verschiedene Sinnesqualitäten. Humes sagt dazu, dass assoziative Verknüpfungen die verschiedenen Empfindungsdaten in

einen wiederholten Zusammenhang bringen. Kant sieht die Mannigfaltigkeit gegeben und fragt sich, wie daraus eine Einheit entsteht. Bei ihm wird die Einheit nach Regeln gesetzt und so wird das Mannigfaltige in eine Einheitsform gebracht. Bei der alternativen Denkweise geht man nicht von einer Vielfalt aus, sondern es wird beschrieben, wie die Vielfalt in einem Prozess der Differenzierung entsteht. Selbstorganisation bedeutet, dass diese Differenzierung in einem Prozess des Sich-Ordners, des Sich-Anordners des leiblichen Geschehens entsteht. Nach Merleau-Ponty beginnt dies schon mit dem doppeläugigen Sehen. Es gibt eine Differenz im Sehen und dies erfordert Koordination. Die synästhetische Wahrnehmung stellt den Regelfall dar. Sinne kommunizieren untereinander, sie eröffnen sich die Struktur eines Dings. Merleau-Ponty nennt den Leib ein synergetisches System, eines wird zusammen mit dem anderen tätig. Die Sinne gehen von sich aus ineinander über und bei jeder normalen Wahrnehmung ereignen sich solche Übergänge (vgl. Waldenfels 2000, S. 89-92).

Ich werde später in Kapitel 3.8.1 über das Sehen noch einmal darauf zurückkommen.

3.2.5 Qualitäten, Dinge und Gegenstände

Bei Kant gibt es in bezug auf die Sinne den Unterschied zwischen Erfahrungsurteilen und Wahrnehmungsurteilen. Erfahrungsurteile sind auf alle möglichen Umstände bezogen, Wahrnehmungsurteile beziehen sich jeweils auf eine bestimmte Situation. Waldenfels unterscheidet drei Stufen der Sinnlichkeit: das Empfinden, das Wahrnehmen und das Erkennen. Empfindung hat mit Ausdrucksqualitäten zu tun. Fluktuierende Elemente wie Wasser und Luft sind nicht abzählbar. Diese Elemente haben es mit dem Empfinden zu tun, ihre Qualitäten breiten sich aus, sind aber keine Eigenschaften (vgl. Waldenfels 2000, S. 95-97).

Bei der Wahrnehmung begibt man sich auf die Stufe der Dinge. Dinge haben konstante Eigenschaften, sind also relativ kontextunabhängig. Ein Ding wahrt seine Konstanz nur dann, wenn normale Umstände gegeben sind. Bezüglich der Dinge verfügen wir also über relative Konstanz. Diese bleiben auf normale Situationen und normale Kontexte bezogen (vgl. Waldenfels 2000, S. 98).

Beim Erkennen bildet sich ein Gegenstand heraus. Ein Gegenstand ist ein Träger von X Prädikaten, von objektiven Attributen, die dem Gegenstand unabhängig von seinem Umfeld und von der Beschaffenheit des Subjekts zugeschrieben werden. Damit hängt auch die Tendenz zur Bevorzugung der primären Qualitäten zusammen (vgl. Waldenfels 2000, S. 98, 99).

3.3 Raumzeitliche Orientierung und leibliche Bewegung

3.3.1 Körperschema und leibliche Verortung

Menschliches Verhalten erscheint als geregeltes Verhalten, als programmiertes Verhalten. Das leibliche Handeln und Verhalten ist mit Zielen, Regeln und Typiken ausgestattet. Hier geht es um die Frage wie vom Leib her eine Selbstbewegung zu denken ist und wie die Leibbewegung einen Raum, in dem man sich bewegt mitentstehen lässt. Beim Körperschema geht es um die einheitliche Vorstellung vom Körper und zwar wie und unter welchen Umständen der Körper als einheitlicher Körper erlebbar wird. Bei Merleau-Ponty handelt es sich beim Körperschema nicht um eine Wahrnehmung in dem Sinne, dass zu den Objekten der Weltwahrnehmung noch ein anderes hinzutritt, nämlich der eigene Körper, die Einheit des eigenen Leibes stellt sich durch seine Tätigkeiten her. Die Strukturierung der Leiblichkeit geht vom Betätigungsfeld aus, in dem der Leib eine Rolle spielt (vgl. Waldenfels 2000, S. 111-118).

Kulturelle und soziale Aspekte spielen beim Körperschema auch eine Rolle. Wie schon erwähnt hat die medizinische Physiologie früherer Zeiten den Körper qualitativ differenziert und entsprechend kulturell gedeutet. Auch die Körperhaltung ist durch die Art und Weise der Körpereübung geprägt. Das gilt für viele Bewegungsgewohnheiten. Auch in der Körperdarstellung zeigen sich kulturelle Differenzen (vgl. Waldenfels 2000, S. 120). Die Vorstellung, die man vom Körper hat wird erlernt. Das Körperschema wird hier von den Anderen her gedacht. Wer einen Leib hat wird gesehen und ist sichtbar. Das Körperschema ist auch ein Ausdruck dessen, wie Andere mich sehen (vgl. Waldenfels 2000, S. 121). Das ist für Körperbehinderte von besonderer Bedeutung. Körperbehinderung ist in der Regel mit einer sichtbaren Abweichung im äußeren Erscheinungsbild im Vergleich mit Nichtbehinderten verbunden. Die Abweichung entspricht nicht den gesellschaftlichen Normen von Gesundheit und körperlicher Unversehrtheit. Das kann zu negativen Reaktionen führen (vgl. Hedderich 2006, S. 24). Das äußere Erscheinungsbild beeinflusst das Bild, das sich andere von der Person machen. Solche Menschen werden eher negativ beurteilt (vgl. Tröster 1990, S. 35, 36). Die Betroffenen werden immer wieder mit solchen Reaktionen konfrontiert und dies führt zu einer Gefährdung bzw. Veränderung der Identität (vgl. Bleidick 2001, S. 219). Das Gesehenwerden, der Blick der anderen geht in die Körperschematik ein. Ein sehendes Wesen ist zugleich auch ein Wesen, das gesehen wird. Wer gesehen wird ist auch verletzbar (vgl. Waldenfels 2000, S. 122).

3.3.2 Greifen und Zeigen

Greifen und Zeigen sind Bewegungen. Greifen weist auf eine Veränderung der Wirklichkeit, Zeigen ist eine symbolische Geste, bei der Zeichen und Regeln mitspielen. Greifen und Zeigen spielen ineinander (vgl. Waldenfels 2000, S. 132). Nach Goldstein agieren Sensorium und Motorium immer als Ganzes. Wenn etwas ausfällt, dann kommt es zur Umstrukturierung von Sensorium und Motorium (vgl. Waldenfels 2000, S. 133). Ähnlich wie bei Blinden kommt es auch bei Körperbehinderten dadurch zu einer veränderten Aneignung von Wirklichkeit (vgl. Bergeest 2006, S. 64). Goldstein geht von einer Gesamtstörung aus, an der auf gewisse Weise alle Funktionen beteiligt sind. Also sind Sprechen, Sehen, Aufmerken, Erinnern und Denken nicht isoliert gestört, es ist immer eine Gesamtstörung. Auch für Merleau-Ponty gibt es ein leibliches Verhalten, das sich ausdifferenziert. Goldstein unterscheidet zwischen konkreter und abstrakter Bewegung. Bei der konkreten Einstellung befindet sich der Mensch völlig in der aktuellen Situation, er hat keine Distanz zur äußeren Welt und ist passiv den eigenen Erlebnissen ausgeliefert. Die konkreten Umstände bestimmen sein Handeln. In der abstrakten oder kategorialen Einstellung überschaut der Mensch die Situation. Er kann sie in einen größeren Zusammenhang einordnen und hat eine Distanz zur äußeren Welt und zu sich selbst. Die Normalität besteht bei Goldstein darin, dass man Distanz zu sich nehmen kann, analysieren kann, obwohl dies oft nicht getan wird (vgl. Waldenfels 2000, S. 137- 141). Wir sind uns unserer Leiblichkeit mehr oder weniger bewusst. Leiblichkeit bedeutet, dass wir etwas tun, etwas sehen, etwas erfahren. Darauf kann man achten (vgl. Waldenfels 2000, S. 141).

3.3.3 Intentionalität der leiblichen Bewegung

Denkvorgänge und Bewegungsabläufe sind bei Merleau-Ponty einander zugeordnet, und zwar im Sinne eines Kreislaufs. Vorstellung und Bewegung, Merken und Wirken greifen in dem

Kreismodell ineinander. Das Merken ist ein Hinschauen und das ist schon ein Tun. Es besteht ein Zusammenspiel verschiedener Funktionen. Für Merleau-Ponty ist eine leibliche Bewegung die in eine Bewegung und Bewusstsein dieser Bewegung. Die Bewegung selber hat Bedeutung, eine Intentionalität, es gibt einen Bewegungsentwurf und eine Bewegungsintention. Für Merleau-Ponty gibt es eine Einheit von Motorik, Sensorik und Denken als leibliche Bewegung oder intentionaler Bogen (vgl. Waldenfels 2000, S. 145-148). Jederlei Defizienz von Inhalten findet in der Gesamtheit der Erfahrung ihren Widerhall und löst Desintegration aus, also betrifft jede pathologische Beeinträchtigung das Bewusstsein im Ganzen. Das Bewusstsein ist also verletzlich und in sich selbst für Krankheit empfänglich (vgl. Merleau-Ponty 1965, S. 165).

3.4 Spontanität und Gewohnheit

3.4.1 Rationalistische und empiristische Lerntheorien und Ergebnisse der Hirnforschung

Eine rationalistische Lerntheorie geht davon aus, dass beim Lernen Einsichten oder Ideen realisiert werden. Erworbene Einsichten oder Ideen werden in die Tat umgesetzt, es wird also Wissen angewandt. Zuerst ist also eine Einsicht, die dann umgesetzt wird. Schon Aristoteles hat dem widersprochen. Er war der Ansicht, dass man durch das Tun lernt und nicht dadurch, dass man Wissen anwendet. Gelernt wird, indem man etwas tut. Aristoteles stellt damit jede intellektualistische Sichtweise in Frage, bei der das Wissen an den Anfang gerückt wird (vgl. Waldenfels 2000, S. 152, 153).

In der Lerntheorie des Behaviorismus wird eine Brücke vom elementaren Verhalten zum höheren Verhalten gesucht. In diesem Zusammenhang ist Pawlow mit seiner Theorie der bedingten und unbedingten Reflexe zu nennen. Unbedingte Reflexe braucht man nicht zu lernen. Solche unbedingten Reflexe verbindet er mit bedingten und beschreibt die Verhaltensgewöhnung als Konditionierung (vgl. Waldenfels 2000, S. 153, 154).

Ein Gegenargument ist, dass hier ein reduzierter Verhaltensbegriff verwendet wird. Damit folgt man der empiristischen Denkweise. Das Verhalten wird als eine Abfolge von partikularen Reaktionen gesehen, die anfangs ohne innere Beziehung auf ein Ziel oder auf eine Situation erfolgen. Verhalten besteht nach dieser Theorie aus einzelnen Reaktionen, die ohne Beziehung zueinander und auf ein Ziel oder auf eine Situation erfolgen. Konditioniert wird das Verhalten, indem verhaltensverstärkende oder verhaltenshemmende Faktoren eingesetzt werden. Verhalten mit angenehmen Folgen wird verstärkt, Verhalten mit unangenehmen Eindrücken wird getilgt. Lernen geschieht hier nach dem Versuch-und-Irrtums-Modell. Dieser Lernerfolg bedeutet eine bloße Anpassung. Das behavioristische Lernmodell ist ein Anpassungsmodell. Lernen vollzieht sich bei diesem Lernmodell primär mittels blinder Mechanismen (vgl. Waldenfels 2000, S. 153-156).

Es gibt zwar ein Lernen durch Versuch und Irrtum, aber die Frage ist, ob dieses Lernen den Regelfall darstellt. Fragwürdig ist die Behauptung, dass isolierte Reize am Anfang stehen und es nachträglich zu etwas Komplexerem kommt. Es handelt sich hier um Laboratoriumssituationen, die nicht mit der Lebenssituation kurzgeschlossen werden können (vgl. Waldenfels 2000, S. 157, 158).

Das eigentliche Lernen besteht im Erlernen einer gewissen Struktur. Die Wahrnehmung hat eine Bedeutung, weil sich die Welt in der Wahrnehmung strukturiert und Gestalt annimmt, noch bevor Urteile und Stellungnahmen erfolgen. Auch Bewegung ist kein Unterbau, sondern in der Bewegung bereitet sich das Handeln schon vor (vgl. Waldenfels 2000, S. 162-166). Unser Gehirn ist so angelegt, dass es Muster und Strukturen ausgebildet hat und weiter ausbildet, die uns helfen, uns in der Welt zurechtzufinden. Die Kernelemente dieser Mustererkennungsprozesse sind unsere Nervenzellen und die daraus bestehenden neuronalen

Netze. In ihnen ist alles gespeichert, was wir an Verhaltens-, Denk- und Handlungsmustern benötigen. Die gespeicherten Muster sind feste Bestandteile unseres Lernens (vgl. Caspary Schirp 2006, S. 102-104).

Aus neuronalen Erkenntnissen ergeben sich Konsequenzen für hirngerechtes Lernen: Je häufiger ähnliche Muster angeboten werden und vom Gehirn verarbeitet werden, um so repräsentativer ist die Repräsentanz dieser Muster im Gedächtnis. Die Inputs sollten intensiv und in leichter Varianz angeboten werden. Damit kann sich eine breitere neuronale Repräsentanzfläche im Gehirn entwickeln. Regeln und Muster werden nicht als einzelne Regeln und Muster gelernt, sie werden extrahiert und als Regeln und Muster verdichtet (vgl. Schirp 2006, S. 105, 106)

Lerngegenstände, die mehrere spezifische Muster aufweisen, führen zu einer Ausweitung neuronaler Repräsentanz. Der Lerngegenstand wird mit seinen unterschiedlichen Mustern wahrgenommen und in entsprechende Gedächtnisstrukturen überführt. Da diese Lerngegenstände an unterschiedlichen Stellen des Gehirns neuronale Repräsentationen aufweisen, kann man sich an sie leichter, besser, genauer erinnern (Schirp 2006, S. 106). Wenn wir etwas verstehen, so durchlaufen wir unterschiedliche Prozesse der Mustererkennung von einfachen akustischen oder optischen Wahrnehmungen bis zu dauerhaften Verhaltensänderungen. Hören, Verstehen, Akzeptieren und Handeln sind nach Erkenntnissen der Hirnforschung jeweils eigenständige Muster. Sie entstehen nicht automatisch und müssen daher im Lerngeschehen entsprechend verankert werden. Intensiv geübt werden müssen die Übergänge zu den komplexeren Mustern, damit die komplexere Leistung erbracht werden kann (vgl. Schirp 2006, S. 107).

3.4.2 Gewöhnung als Einverleibung von Strukturen

Es ist zwischen expliziten und impliziten Lernvorgängen zu unterscheiden. Explizites Wissen erwerben wir eher bewusst, implizites Wissen eher unbewusst. Dazu zählen motorische Verhaltensweisen, soziale Einstellungen, emotionale Reaktionen, Attitüden, Haltungen und lebens- und alltagsweltliche Kenntnisse. Diese Muster sind sehr stabil, da sie auf einem langen Muster-Entwicklungsprozess basieren. Sie sind daher stark neuronal repräsentiert. Aber unser Gehirn nimmt nicht alle möglichen Sinnesreize auf. Es wählt aus und sorgt für sinnvolle und tragfähige Wahrnehmungs- und Erinnerungsstrukturen, damit wir uns in der Welt zurechtfinden können (vgl. Schirp 2006, S. 108-110).

Lernen ist bei Waldenfels der Erwerb genereller Fähigkeiten. Lernen bedeutet eine Ausbildung allgemeiner Strukturen, aber es ist auch eine Neuschöpfung. Die Welt nimmt dabei eine neue Bedeutung an und unter gewissen Bedingungen enthält Lernen ein Moment des Schöpferischen. Die generellen Fähigkeiten, die beim Lernen erworben werden nennt er inkorporiertes Wissen, da dieses Wissen im Leib inkorporiert ist. Es lässt sich nur begrenzt explizit machen und in Worte fassen. Das gilt auch für den Spracherwerb und das Sprechen. Wenn wir etwas gelernt haben können wir uns in einem Raum orientieren (vgl. Waldenfels 2000, S. 166-170).

„Erlern werden Strukturen und Gestalten, die einen bestimmten Bewegungsraum vorzeichnen, innerhalb dessen dann Modulationen möglich sind.“ (Waldenfels 2000, S. 170)

3.4.3 Lernen als Erwerb perzeptiver Strukturen

Waldenfels geht dabei beim motorischen Lernen von Bewegungen aus, die ausgeführt werden. Dies betrifft perzeptive Gewohnheiten und Wahrnehmungsgewohnheiten. Lernen besteht in einer Neuordnung und Bereicherung des Körperschemas. Dies ist ein motorisches Schema, das sich aus den Aufgaben in der Welt entwickelt. Gewöhnung ist eine Einverleibung von Strukturen. Der Leib ist dabei nicht nur einfach ein Werkzeug, sondern die

Dinge in der Welt kommen im Leib zur Erscheinung und zur Darstellung. Das In-der-Welt-sein wird gelernt (vgl. Waldenfels 2000, S. 171-173).

In diesem Zusammenhang erwähnt er die Theorie von Jean Piaget, die in der Körperbehindertenpädagogik eine bedeutende Rolle spielt (vgl. Waldenfels 2000, S. 173).

„Eine Grundlage der Theoriebildung zur kognitiven Entwicklung körperbehinderter Kinder bildet das Entwicklungsmodell Piagets, das zwar in der Sonderpädagogik nicht unumstritten (vgl. Begemann 1998, 59 ff), aber bisher für das Verständnis der Förderbedürfnisse körperbehinderter Kinder praktisch ohne Alternative ist. Es definiert die Kognition als Anpassungsleistung des Individuums an die Umwelt im Sinne der dynamischen Interaktion von Abgleichung bekannter Umweltinformation mit dem Organismus (*Assimilation*) und Anpassung des Organismus an unbekannte Informationen (*Akkommodation*) auf der Grundlage des inneren personalen Gleichgewichts (*Homöostase*).“ (Bergeest 2006, S. 136)

Vier Stadien, die aufeinander folgen, unterscheidet Piaget in der allgemeinen Denkentwicklung:

Im Alter von 0-2 Jahren die sensomotorische Intelligenz. Im Umgang mit konkreten Dingen im realen Anschauungs- und Wirkraum entwickeln sich Aufmerksamkeit und Schemata über die physikalische Welt.

Im Alter von 2-7 Jahren das präoperationale Denken. Es handelt sich hier um intuitives verinnerlichtes Denken und es entwickeln sich Konzentration, die Symbolfunktion und die Sprache.

Im Alter von 7-11 Jahren ist das Stadium der konkreten Operationen erreicht. Es erfolgt eine systematische Auseinandersetzung mit der Welt.

Ab dem Alter von 11-15 Jahren ist das Kind zu formalen Operationen in der Lage. Es kann schlussfolgernd und wissenschaftlich denken.

Die Leistungen der sensomotorischen Intelligenz sind dabei wesentlich für die weitere Entwicklung. Auch körperbehinderte Kinder halten die Reihenfolge der Entwicklungsstadien ein, aber Kinder mit cerebralen Bewegungsstörungen weisen im Vergleich zum Bevölkerungsdurchschnitt eine größere Variabilität auf (vgl. Bergeest 2006, S. 136, 137).

Der Komplex der sensomotorischen Intelligenz ist für die Praxis der Körperbehindertenpädagogik handlungsleitend. Aus systemisch-konstruktivistischer Sicht ergeben sich zwei Prinzipien der frühkindlichen Entwicklung:

Das dialogische Prinzip: Es findet ein zirkulärer Austausch zwischen Säugling und Umwelt statt. Das Kind verändert dadurch seine Umwelt und wird durch die Wahrnehmung der Veränderung auch verändert. Wesentliche Elemente sind dabei Bewegung und Berührung. Das hat Auswirkungen auf das Verhalten, die Motorik, Symbolisierung, auf die Entwicklung des Zentralnervensystems und die Ausbildung von Sinnesfunktionen und der Sprache.

Dann ist das Prinzip der Balance von Stabilität und Instabilität zu nennen. Die frühkindliche Entwicklung ist ein kontinuierlicher/diskontinuierlicher Prozess. Dabei ist Instabilität als Lernen und Suche nach neuen Erfahrungen und Stabilität als Sicherung zeitüberdauernder Muster anzusehen. Jedes Kind benötigt in seiner Entwicklung eine Balance zwischen Stabilität und Instabilität (vgl. Bergeest 2006, S. 137, 138).

Jetter beschreibt ein handlungsleitendes dynamisches Konzept:

„Erst wenn der Mensch seinen Körper *symbolisch repräsentieren* kann, steht ihm dieser als ein Mittel für sein Handeln zu dienste, er kann ihn also gebrauchen, und zugleich als Zentrum seiner Körperempfindungen von Lust und Schmerz verorten. [...] Wer aber in der Arbeit mit behinderten Menschen einen Körper-Begriff dort bereits voraussetzt, wo der Mensch die Möglichkeit zu symbolischer Repräsentation noch nicht entwickelt hat, wird diesem Körper-Sensationen zumuten, die er nicht verorten kann, - vielleicht ‚erträgt‘ er sie, wahrscheinlicher ist, dass sich seine leibliche Existenz dagegen wehrt.“ (ebd., 52 zit. n. Bergeest 2006, S. 138, 139)

3.5 Der leibliche Ausdruck

3.5.1 Selbstdarstellung und Empathie

Bisher wurde der Leib als Medium des Bezugs zur Welt betrachtet, der Leib spielt eine Rolle in der Empfindung, der Wahrnehmung und der Bewegung. Der Leib empfindet darüber wie die Welt sich für uns organisiert, anordnet, artikuliert und verändert. Der Leib ist aber auch sichtbarer Ausdruck meiner selbst. Er ist ein Medium der Selbstdarstellung (vgl. Waldenfels 2000, S. 210).

„Im Ausdruck stelle ich mich selbst leiblich dar als jemand, der etwas erlebt, fühlt, denkt usw. Die Darstellung nimmt die Form einer Darstellung für mich selbst an, wenn ich mir selbst etwas vorspiele. [...] Diese Selbstdarstellung ist nicht nur eine Darstellung für mich selber, sondern auch eine Darstellung für jemanden, der Zeuge meines Verhaltens wird oder geradezu als ihr Adressat auftritt. Selbstdarstellung bedeutet also gleichzeitig eine Darstellung für den Anderen.“ (Waldenfels 2000, S. 210)

Dazu ist in bezug auf die Körperbehinderten zu bemerken: Körperbehinderung ist sozial unerwünscht und löst in der Regel negative Reaktionen aus. Es werden den betroffenen Personen soziale Rollen zugewiesen, die sie weitgehend über ihre sichtbare Schädigung definieren. Dies führt zu einer irreversibel beschädigten Identität der behinderten Personen, das heißt, die wahre Natur tritt dauerhaft hinter der zugeschriebenen Persönlichkeitsmerkmalen zurück (vgl. Bergeest 2006, S. 156).

Diese These von Goffman muss allerdings modifiziert werden. Viele körperbehinderte Menschen streben nach einem Ausgleich zwischen ihren gespürten Bedürfnissen und den Anforderungen ihrer Umwelt (vgl. Bergeest 2006, S. 156, 157).

Besonders körperbehinderte Frauen sind benachteiligt. Die behinderte Frau verstößt gegen eine Reihe von Leistungsnormen, Schönheitsidealen und Rollenklischees (vgl. Bergeest 2006, S 157)

Die Tradition der Ausdruckslehre ist sehr alt. Bei der Deutung des Ausdrucks werden Körperprozesse bzw. Körperzustände mit dem eigenen Erleben und mit dem auf der anderen Seite verknüpft. Es verbinden sich eigene Erlebnisse mit bestimmten Körperprozessen und Körperzuständen. Wir sehen bei den anderen die natürlichen Vorgänge und versuchen durch vergleichendes Sehen hinter ihren Sinn zu kommen (vgl. Waldenfels 2000, S. 213, 214).

„Einfacher gesagt: es gibt eine gleichbleibende Verbindung, die sich durch Analogie auf das fremde Verhalten überträgt. Bei entsprechendem Körperverhalten nehmen wir an, daß damit auch ein bestimmtes seelisches Verhalten verbunden ist. Wir haben also für die Deutung des fremden Verhaltens ebensolche Zeichen zur Verfügung, wie wir sie in der Natur finden.“ (Waldenfels 2000, S. 214)

Das Wort Einfühlung oder Empathie stammt von Lipps (vgl. Waldenfels 2000, S. 215).

Nach den Erkenntnissen der Hirnforschung versorgen uns die Spiegelneuronen durch ihre stille Mit-Reaktion mit einem inneren Wissen über die Bedeutung einer Handlung, die wir beobachten. Dieses Wissen ist intuitiv, es stellt sich von alleine ein. Auch die Spiegelneurone werden von alleine aktiv. Auch wenn wir nur den Anfang einer Handlung sehen können, errahen wir, was im nächsten Moment kommen wird. Die Spiegelneurone fahren im miterlebenden Beobachter ein stilles, inneres Simulationsprogramm und informieren ihn über den wahrscheinlichen Ausgang der Handlungssequenz. Die Beobachtung der körperlichen Empfindungen eines anderen Menschen aus unserer direkten Umgebung können in uns spiegelbildliche Empfindungen wachrufen. Auch die Schmerzzentren im Gehirn besitzen

Spiegelneurone, wir haben also auch Nervenzellen für Mit-Leiden (vgl. Bauer, 2006, S. 41-43).

Wenn wir etwas bei einem anderen Menschen miterleben kann das unseren eigenen inneren Zustand und auch unser körperliches Befinden verändern. Die Spiegelneurone beziehen sich auf das Verstehen von Handlungsstrukturen, mittels der Spiegelzellen kann man eine beobachtete Handlung nachvollziehen und intuitiv erfassen (vgl. Bauer 2006, S. 44-47).

In der Phänomenologie wird der Sinn analysiert, den wir meinen, wenn wir etwas erleben (vgl. Waldenfels 2000, S. 217).

Merleau-Ponty bemerkt dazu:

„1. Das Verhalten weist bestimmte Strukturen auf, d.h. wiederholbare Momente, die am Verhalten abzulesen sind. Das Verhalten (etwa eine Bewegung, die ich sehe) hat eine bestimmte *Richtung*, es ist keine bloße Ortsveränderung. Das Fallen etwa besteht in einer Bewegung nach unten. Das Verhalten hat 2. eine bestimmte *Rhythmik*. es stellt sich dar als eine abgehackte oder gleitende Bewegung, als eine bestimmte Artikulation. Mit dem Wort Verhalten sind nicht Erlebnisse gemeint, die ich habe oder der Andere hat, ohne daß ich weiß, welche er hat, sondern das Verhalten versetzt mich von vorneherein in eine gemeinsame Welt, sofern Strukturen und Sinngestalten bei mir und den anderen wiederkehren.“ (Waldenfels 2000, S. 217, 218)

3.5.2 Körpersprache

Waldenfels geht beim Begriff der Körpersprache von einer allgemeinen Ausdrucksphäre aus. Dies betrifft alle Bereiche des Verhaltens und Erlebens und er geht von einer allgemeinen Medialität aus. Ausdrucksphäre und Medialität sind allgemeine Bereiche, die sich ausdifferenzieren. Waldenfels unterscheidet vier Formen der Körperlichkeit, die intralinguistische Körperlichkeit, die semilinguistische Körperlichkeit, die paralinguistische Körperlichkeit und die extralinguistische Körperlichkeit.

Unter intralinguistischer Körperlichkeit versteht er die Mitwirkung des Körpers beim Sprechen mittels der Stimme und beim Schreiben mittels der Hand. Sie kann technisch erweitert werden mit Hörgeräten, Sprechgeräten, Telefon und Schreibgeräte. Auf dieser Stufe reduziert sich die Körperlichkeit des Leibes darauf, dass die Sprache selbst eine Körperlichkeit hat (vgl. Waldenfels 2000, S. 230, 231).

Die zweite Stufe, die er semilinguistische Körperlichkeit nennt, ist die sprachliche Symbolik, die sich in der Zeigegeste bekundet. Hier spürt der Mensch seinen Körper und setzt ihn zeigend ein. Das Zeigen ist deshalb interessant, weil das Sprechen mit dem Sehen und Hören eine Verbindung eingeht. Es wird vorausgesetzt, dass der Andere die Zeigegeste sieht. Die Sprache ist hier an eine Situation geknüpft. Es wird auf einen Ort verwiesen, von dem aus man spricht. Beim Zeigen wird eine Räumlichkeit konstituiert (vgl. Waldenfels 2000, S. 231, 232).

Die paralinguistische Körperlichkeit betrifft die Bereiche, die zur Sprachproduktion bzw. Sprachrezeption gehören. Zum Sprechen gehört mehr als eine bestimmte Sprachform und ein bestimmter Sprachgehalt, dazu gehören auch der Tonfall, das Sprechtempo und der Rhythmus. Wundt bezeichnet dies als Sprachgebärde. Damit ist die Art und Weise gemeint wie etwas gesagt wird. Der Ton einer Rede verrät mehr und etwas anderes als das was gesagt wird. Auch die Handschrift verrät mehr als normierte Druckbuchstaben. In der Entwicklung der Menschheit spielte die Hand eine große Rolle. Beim Gebrauch von Werkzeugen ist die Hand immer beteiligt. Heute ist die Hand nur noch rudimentär beteiligt, da viele Arbeiten von Maschinen ausgeführt werden. Leroi-Gourhan ist der Ansicht, dass sich das menschliche Denken ändert, wenn die Hand nichts mehr zu tun bekommt. Für ihn gibt es ein Denken mit

der Hand. Der Einsatz der technischen Mittel verändert sicher unser Wirklichkeitsverhältnis (vgl. Waldenfels 2000, S. 232-235).

Bei der extralinguistischen Körperlichkeit ist die Körpersprache im eigentlichen Sinne gemeint. Der Körper ist am Sprechen beteiligt und er bildet selber eine Sprache aus. Hier sind die Dinge der Welt miteingeschlossen. Die Einrichtung einer Wohnung oder Geschenke haben eine Ausdrucksfunktion. Aber auch die Sprache des Körpers gehört dazu:

Gesichtsausdruck, Blickkontakt. Wenn man mit einem Anderen spricht kontrolliert man die Art wie das Gesagte ankommt. Dies erfolgt durch Gestik, Mimik, Pantomimik, Gangweise und die Körperhaltung. Auch die Kleidung gehört zur extralinguistischen Körperlichkeit. Kleidung ist auch Selbstdarstellung, Sichzeigen und Sichverbergen (vgl. Waldenfels 2000, S. 235, 236).

Die Körpersprache ist eigentlich keine Sprache, wenn man sie mit den Satzäußerungen der normalen Sprache vergleicht. Die Körpersprache hat aber einen indirekten propositionalen Gehalt. Beim Handeln und Sprechen ist der Körper beteiligt. Bei der Körpersprache ist man stärker beteiligt. Wie stark man beteiligt ist bemisst sich danach, inwieweit die leibliche Existenz als ganzes in Mitleidenschaft gezogen wird (vgl. Waldenfels 2000, S. 238, 239). Waldenfels stellt fest:

„Leiblich existieren heißt, daß man im Blick der Anderen unter dem Zugriff der Anderen existiert. Mein leibliches Verhalten hat immer schon eine öffentliche Seite.“ (Waldenfels 2000, S. 240)

Der eigene Leib ist immer auf die Anderen bezogen (vgl. Waldenfels 2000, S. 240).

3.6 Leib und Kultur

Da der eigene Leib immer auf die Anderen bezogen ist, schließt er immer auch einen objektiven kulturellen Ausdruck mit ein. Der Leib unterliegt Naturgesetzen und auch kulturellen Normierungen. Die kulturellen Normierungen artikulieren sich bis in das Schmerzempfinden. Wie mit Schmerz umgegangen wird und wie er erlebt wird hängt mit kulturellen Dispositionen zusammen. Der Leib ist ein Stück naturalisierter Kultur und ein Stück kultivierter Natur. Dadurch unterscheidet er sich vom Körper. Natur und Kultur sind im Leib untrennbar verbunden, schon in frühen Entwicklungsphasen und pränatal erfahren wir eine spezifische kulturelle Disposition. Der Leib erfährt von früh an eine kulturell bedingte Rhythmisierung (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 47-49).

Bei der Ausbildung der Sinne spielen auch individualgeschichtliche Faktoren eine zentrale Rolle. Substitution und Verfeinerung der Sinne kann für Behinderte von großer Bedeutung sein, wenn sie andere Sinnesvermögen besonderes intensiv ausbilden (vgl.

Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 49).

„Das für jede Kultur prägende Verzögerungs- oder Umwegphänomen artikuliert sich also nicht zuletzt im Leib. Als offenes, in beständigem Austausch mit seiner Umwelt – die immer auch symbolisch aufgeladen ist – stehendes System entwickelt er sich nicht nur als in einem im naturwissenschaftlichen Sinne objektivierbare und skalierbare Entität, sondern auch als kulturell disponierte, historisch wandelbare und sich aktuell wandelnde Gegebenheit.“ (Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 49)

Sozio-kulturelle Werte und Normen der Gesellschaft werden auch von Körperbehinderten verinnerlicht.

„Die spezifische Sozialisation körperbehinderter Menschen vollzieht sich unter den Bedingungen individueller Merkmale der Behinderung (Schädigung) und der daraus resultierenden Stellungnahme, Etikettierung und Rollenzuweisung durch die

Gesellschaft mit entsprechenden Maßnahmen der (Re)Habilitation und dem Bemühen um soziale „Gleichstellung“.“ (Bergeest 2006, S. 148)

Die Technik ist ein elementarer Ausdruck unserer Kultur. Unser Körper ist durch die Technik technisch gestalt- und erweiterbar geworden. Prothesen und Transplantate belegen dies. Dabei geht es derzeit um Forschungen, die Kranken und Behinderten ein verbessertes und autonomes Leben ermöglichen sollen. Aber der Weg zu anderen Nutzungsarten ist kurz. Es besteht die Gefahr, dass die Gesellschaft durch körperliche Selektionen in Zukunft geschichtet sein wird (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 50, 51).

„Die Zurüstung des Menschen dringt also ins Organische, ins Innere des Körpers und vernetzt ihn in besonderer Weise mit der Welt. Die vermeintliche Unmittelbarkeit der eigenen Leiberfahrung wird dann eine Brechung erfahren.“ (Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 51)

Es ist mit Wandlungen des medizinischen Körperverständnisses und des individuellen Leibverständnisses zu rechnen. Der Leib ist unser Orientierungszentrum und es stellt sich die Frage nach dem Selbstgefühl eines solchen Leibes. Die normale Wahrnehmung ist von projektiven Fähigkeiten disponiert, diese Fähigkeiten spielen auch eine Rolle beim eigenen Körperschema. Unser Körper wird von uns selbst sinnlich nie vollständig erfasst. Er bleibt im normalen Lebensvollzug meist ausgeblendet und ist doch präsent. Das Körperschema benötigen wir für die Koordination von Bewegungen. Seine Rolle wird sich wohl wandeln, wenn der Körper eine neue räumliche Verteilung erfährt (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 52-54).

Es könnte zu einer Aufhebung der strengen Scheidung von innen und außen kommen. Aber die neue Technologie dringt auch in den Körper ein und gestaltet ihn von innen her. Der Körper könnte dadurch in Zukunft eine neuartige Verknüpfung mit der Welt erfahren, was Auswirkungen auf die Körpererfahrung haben wird. Wenn der Invalide dank seiner Ausrüstung seine Behinderung überwinden kann wird das auch Auswirkungen auf die Psyche des Menschen haben. Die technische Aufrüstung des Körpers führt zu einer verstärkten Anmessung des Gesundheitsverständnisses an technische und ökonomische Kategorien. So werden apparative Stimulierungen und Regulierungen wohl unsere Leiberfahrung begleiten (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 55, 56).

3.7 Leib und Sexualität

Sexualität ist bei Merleau-Ponty ein Ausdruck unseres Weltbezugs und Existenzvollzugs. Was zeichnet die leibliche Verfasstheit des Menschen aus (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 58)?

„Die menschliche Sexualität ist nicht nur eine biologische, sondern auch eine kulturelle Disposition. Der Mensch ist nicht mehr an Paarungszeiten gebunden, selbst sexuelle Stimulanz hängt wesentlich von kulturellen Dispositionen ab, von Moden, von Präsentierungs- beziehungsweise Inszenierungsformen, von sozialen Ansprüchen und so weiter.“ (Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 59)

Ein vermeintlich reines Triebleben, wie es das im Tierreich gibt, gibt es beim Menschen nicht. Beim Menschen weist sexuelles Empfinden und sexueller Trieb immer schon eine kulturelle Struktur auf (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 59).

„Models und Filmschauspieler sind Matrizen modischer und sexueller Ideale, die in raschen Folgen – nicht zuletzt um neue Reize zu setzen – ersetzt werden. Tendenziell findet eine Veroberflächlichung, also Verkörperlichung des Leiblichen statt. Der Leib wird damit zum körperlichen Gestaltungsobjekt. Ich kann ihm meinen Willen aufzwingen, ihn Chirurgen und Trainern zu Gestaltung ausliefern.“ (Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 59, 60)

Der Leib wird so zur formbaren Materie, keine psychophysische Entität. Die menschliche Sexualität ist im heutigen Zeitalter Ausdruck einer besonderen psychophysischen Verstrickung in der Welt. Sie steht damit für ein Engagement mit einem Anderen und ein Arrangement mit einem konkreten Anderen. Die menschliche Sexualität kann nicht auf das animalische reduziert werden (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 60, 61).

„Damit kann Sexualität als eine Form der Medialität verstanden werden, denn sie ist als eine besondere Form der personalen Vermittlung, der Zentrierung und des kulturellen Gedächtnisses zu sehen; sie verbindet, ist ein Mittel zur Erlangung besonderer personaler Zwecke und verschafft uns einen Möglichkeitsraum, durch den wir unsere Welt erschließen können.“ (Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 61)

Da wir mit unserem Leib in der Welt sozusagen verstrickt sind, in konkrete Milieus, und durch die physiologisch bedingte Gestimmtheit scheint die völlige Rationalisierung der Sexualität ausgeschlossen. Auch die kulturelle Disposition trägt dazu bei, dass dies unmöglich wird. Eine Rationalisierung wäre zugleich eine Entpersonalisierung und damit eine Verkörperlichung der Sexualität. Der menschliche Leib kann aber nicht ohne die kulturelle, symbolische Disposition gedacht und erfahren werden. Die Grenzen unserer Verfügungsgewalt erfahren wir durch Alter, Krankheit und Sexualität (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 61, 62).

„Sie ist Ausdruck der Transzendierung auf eine in der Immanenz sichtbare und konkretisierbare andere Person. Selbst in der abstraktesten, ja entfremdetsten Form scheint noch diese Intention auf eine andere leibliche Personalität auf.“
(Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 62)

Für körperbehinderte oder chronisch kranke Menschen ist Lustempfindung oftmals keine Selbstverständlichkeit, sie ist erschwert und behindert. Stärker kontrollierendes Erziehungsverhalten der Eltern und Bindungsprobleme, die durch Krankenhaus- und Heimaufenthalte entstanden sind, können bei körperbehinderten Kindern die sexuelle Identitätsfindung erschweren. Durch fehlende oder späte Sexualaufklärung werden diffuse oder romantisierende Vorstellungen über Partnerschaft und Sexualität gefördert. Die Behinderten haben auch weniger Möglichkeiten Kontakte zu knüpfen und damit die Normen, Werte und das Verhalten anderer kennen zu lernen. Ihre Interessen sind eher in den häuslichen Bereich verlagert. Das Kontaktverhalten ist gekennzeichnet durch Schüchternheit, soziale Unsicherheit und mangelndes Selbstwertgefühl. Menschen, die von Geburt an behindert sind, haben weniger Heiratschancen. Individuelle Besonderheiten erschweren ihnen stabile Partnerschaften und Liebesbeziehungen aufzubauen. Dies sind zum einen körperliche Einschränkungen, emotionale und soziale Erfahrungen, aber auch die Übernahme gesellschaftlicher Zuschreibungen in Form einer geschlechtslosen Existenz. Körperliche Einschränkungen haben vor allem querschnittsgelähmte Menschen. Erworbene Querschnittslähmung und fortschreitende Prozesse haben in der Regel ein traumatisches Verlusterleben zur Folge. Bei Menschen mit Bewegungsstörungen (Cerebralparese, Muskelerkrankungen) oder bei schmerzhaften Erkrankungen wie Rheuma sind die Erschwernisse Folgen der allgemeinen körperlichen Disposition. Besonders bei Menschen mit Cerebralparese kann es zu einer Erschwerung des körperlich lustvollen Identitätsaufbaus kommen, da der Aufbau durch widerwillig erduldeten Rehabilitationsmaßnahmen beeinträchtigt wird. Viele körperbehinderte Menschen erfahren eine lustvolle autoerotische Körperlichkeit aufgrund fehlender Orientierung erst spät oder gar nicht (vgl. Bergeest 2006, S. 159-163).

Die Entwicklung der Sexualität kann bei nicht behinderten Kindern weitgehend automatisch verlaufen. Bei Kindern mit einer körperlichen Behinderung ist sie grundsätzlich erschwert. Diese Erschwernisse sind auf allen Ebenen nachweisbar. Sie betreffen den individuellen, den familialen, den institutionellen und den gesellschaftlichen Bereich. Im letzteren betrifft dies vor allem das soziale Integrationsdefizit und die Übernahme von Enthaltensstereotypen

durch die Betroffenen. Die Sexualität der Spätmoderne ist durch eine narzistische Überforderung des Körpers gekennzeichnet. Die Sexualität körperbehinderter Menschen hat in diesem Kult des perfekten Körpers offensichtlich keinen Platz. Außerdem ist die Sexualität körperbehinderter Menschen mit Tabus belegt. Die Gründe dafür liegen in der abendländischen Kultur, deren Menschenbild von der Norm der „guten Gestalt“ bestimmt ist. Erotik wird hier nicht positiv in Verbindung mit körperlichem Gebrechen dargestellt. Daher herrscht auf allen sozialen Ebenen nach wie vor Sprachlosigkeit (vgl. Bergeest 2006, S. 164-166).

„Bei körperbehinderten und chronisch kranken Menschen ist vor allem auch der basale Bezug zu einer körperlichen Disposition erschwert, die gesellschaftlich als unerwünscht angesehen wird und damit in der *Rehabilitation* der Verpflichtung zur Korrektur unterliegt.“ (Bergeest 2006, S. 167)

Auch für die Psychosexualität gilt, dass nicht körperliche Merkmale entscheidend sind, sondern die gesellschaftliche Definition dieser Merkmale. Durch die Verpflichtung zur Korrektur (Rehabilitation) wird ein entspannter Bezug zum eigenen Körper und zu lustvoller körperlicher Betätigung erschwert. Dies kann im Extremfall zur Entfremdung des eigenen Körpers führen, zur Unterdrückung körperlicher Bedürfnisse und zur völligen Fremdbestimmtheit (vgl. Bergeest 2006, S. 167).

Aber auch körperbehinderte Menschen haben ein Recht auf Selbstbestimmung, auf Intimsphäre, auf Partnerschaft und Ehe. Fortbewegung und Erreichbarkeit aller Orte sind die organisatorische Voraussetzung dazu. Daher ist die Gedankenlosigkeit im Umgang mit behinderten Mitmenschen abzubauen, auch bei Fachleuten (vgl. Bergeest 2006, S. 169).

3.8 Sehen, Hören und Sprechen

3.8.1 Sehen

Da viele Körperbehinderte auch noch beim Sehen, Hören und Sprechen beeinträchtigt sind, möchte ich mich noch besonders diesen Bereichen zuwenden. Zuerst der Bereich des Sehens: Waldenfels schreibt dazu, dass nach Goldsteins Sichtweise Sensorium und Motorium immer als Ganzes agieren. Wenn eine Funktion ausfällt, dann übernehmen die übrigen Organe neue Funktionen, dies führt zu einer Umstrukturierung des ganzen Sensoriums und Motoriums. Wenn jemand zum Beispiel blind ist, dann verändern sich alle Sinne und es ist nicht so, dass ein Sinn einfach ausfällt. Ein Blinder muss lernen als Blinder zu leben. Durch die Störung wird sich sein Gesamtverhalten ändern (vgl. Waldenfels 2000, S. 133).

Waldenfels wendet sich dem Wechselblick zwischen der eigenen Person und den anderen zu. Der Blick des Anderen ist für ihn ein Geschehen, indem sich eine Welt öffnet und verschließt. Dabei gibt es einen blinden Fleck. Man weiß sich selbst als gesehen, ohne dass dies zum Gegenstand des eigenen Sehens gemacht werden kann. Man steht im Blick des Anderen und beobachtet nicht bloß die Beobachtung eines Anderen. Dabei sehe ich mich im Spiegelblick im Anderen. Nach Sartre ist der Andere immer mehr als das, was man aus ihm macht, und man selbst ist immer mehr als das, was der Andere aus einem macht. Für Sartre ist jeder Sehende auch ein Gesehener. Dabei gibt es verschiedene Blickweisen. Es gibt Sprechakte und Blickakte, die verschiedene Charaktere haben und die Situation verändern. Der Blick ist aber mehr als ein Sehakt, den ich vollziehe. Das Sehen hat man nicht einfach in der Hand. Auch Dinge, die ich sehe, haben einen Aufforderungscharakter. Die Initiative geht nicht einfach von mir aus, sondern es wird etwas sichtbar (vgl. Waldenfels 2000, S. 384-388).

Dazu schreibt er:

„>Etwas fällt mir auf< heißt nicht: am Anfang steht ein Akt der Beobachtung, sondern in der Beobachtung versuche ich das, was mir auffällt, zu bestimmen, es einzukreisen.

Deshalb ist es sozialpsychologisch einigermaßen naiv, von einem Beobachterstandpunkt auszugehen. Der Beobachterstandpunkt ist schon ein sehr abgehobener Standpunkt, dem das Modell des Sehens als Akt oder aber eine funktionale Sehoperation zugrunde liegt.

Zum Blick gehört schließlich ebenfalls eine unerreichbare Ferne. Von der Stimme hieß es: Sie ist das Verschwiegene im Gesprochenen. Die Stimme selbst ist nicht das, was ausgesagt wird, sondern sie gehört zum Ereignis des Sagens. In ähnlichem Sinne ist der Blick nicht etwas, das als etwas in der Welt sichtbar wird; das Sichtbarmachen geschieht erst nachträglich, wenn wir auf das Blickgeschehen zurückblicken. Der Blick selbst ist dagegen das unsichtbare Ereignis des Sichtbarwerdens. Der Blick geht immer über das Gesehene hinaus, so wie die Stimme über das Gesagte hinausgeht.“ (Waldenfels 2000, S. 388)

Der folgende Text befindet sich in dem Buch

Staud/Staud (2011): Sonderpädagogik Erkenntnisse der Hirnforschung und ihre Bedeutung für die Körperbehindertenpädagogik. Norderstedt: Books on Demand GmbH

Kapitel 4.3.2 Körperbehinderte Kinder mit Sehbehinderungen, S. 102

3.8.2 Hören

Zum Bereich des Hörbaren gehören die sprachlichen Laute, die Tierlaute, Geräusche und Klänge. Geräusche kann man hören, ohne dass man sie identifizieren kann und die Richtung nennen kann aus der sie kommen. Hören hat daher eine gewisse Unbestimmtheit. Dadurch aber, dass wir Kenntnis und Vorstellungen von einer bestimmten Situation haben, wird aus dem Unbestimmten etwas Bestimmtes. Bei der Beschreibung der Welt werden die Dinge in die Welt eingeordnet, in der Wahrnehmungswelt lassen die Sinne in ihrer Sinnlichkeit eine Welt entstehen. Es gibt eine Welt des Klangs und eine Welt der Farben. Wenn ich mit jemanden rede, dann antworte ich auf eine fremde Stimme und höre zugleich aber auch meine Stimme mit. Das ist eine Eigentümlichkeit des Sprechens. Sprachverhalten ist körpergebunden. Wer nicht hören kann, kann nicht einfach sprechen lernen, da er seine eigene Stimme nicht hören kann. Wenn man seine eigene Stimme hört, ist man oft erschreckt oder wundert sich darüber. Im Echo des Sprechens rückt meine eigene Stimme mir fern. Sich selbst Sprechen hören bedeutet Selbstbezüglichkeit. Die Stimme ist aber auch nicht einfach ein Produkt von jemanden. Nach Waldenfels finden wir den Anderen und uns selbst in der Stimme (vgl. Waldenfels 2000, S. 380-384).

„Man kann sagen: die Stimme wird nicht selber mitgeteilt, sondern sie ist das Verschwiegene im Gesagten. Die Stimme ist das unhörbare Ereignis des Gehörtwerdens, des Gehörfindens; sie ist kein bloßer akustischer Hall innerhalb einer Welt hörbarer Daten. Aus all dem folgt, daß das Hören respondierend ist, daß es *auf etwas* hört, noch bevor es etwas *als etwas* hört und versteht.“ (Waldenfels 2000, S. 382)

Der folgende Text befindet sich in dem Buch

Staud/Staud (2011): Sonderpädagogik Erkenntnisse der Hirnforschung und ihre Bedeutung für die Körperbehindertenpädagogik. Norderstedt: Books on Demand GmbH

Kapitel 4.3.3 Körperbehinderte Kinder mit Hörbehinderungen, S. 107

3.8.3 Sprechen

Bevor ich mich dem Thema der Sprachbehinderungen zuwende möchte ich einige Gedanken von Merleau-Ponty dazu kurz erwähnen.

Wenn man sich Gedanken über das Sprechen macht, so ist zunächst einmal zu unterscheiden zwischen dem Wort als Werkzeug des Handelns und dem Wort als Mittel desinteressierter Benennung. Wenn ein Gegenstand benannt wird, gewinnt man von seiner Individualität und Einzigartigkeit Abstand und man betrachtet ihn dann als Repräsentant eines Wesens, einer Kategorie (vgl. Merleau-Ponty 1965, S. 208, 209).

Die Frage ist auch, inwieweit Sprache und Denken miteinander verbunden sind und ob die Sprache das Denken voraussetzt. Dazu schreibt er:

„Setzte die Sprache das Denken voraus, hieße Sprechen zunächst, durch Vorstellungen oder Erkenntnisintentionen sich zum Gegenstand in Beziehung setzen, so bliebe unverständlich, wieso alles Denken im Ausdruck gleichsam seine Vollendung sucht, warum der vertrauteste Gegenstand uns unbestimmt bleibt, solange wir seinen Namen nicht finden, wieso das denkende Subjekt gleichsam seine eigenen Gedanken nicht weiß, solange es sie nicht für sich selbst formuliert, ja solange es sie nicht ausgesprochen oder niedergeschrieben hat, wie das Beispiel der Schriftsteller zeigt, die ein Buch beginnen, ohne recht zu wissen, was darin stehen werde.“ (Merleau-Ponty 1965, S. 210)

Bei Merleau-Ponty ist für den Sprechenden das Wort nicht die Übersetzung schon fertiger Gedanken, sondern das Wort ist das, was den Gedanken erst vollbringt. Der Hörende entnimmt die Gedanken den gesprochenen Wörtern. Es erscheint zwar, als könnte einem das gehörte Wort nichts geben, denn der Hörende gibt den gehörten Wörtern und Sätzen den Sinn. Aber wir verstehen auch etwas, was über das, was wir von uns aus dachten, hinausgeht. Man kann zwar zu uns nur in einer Sprache sprechen, die wir schon verstehen, aber zuweilen verbinden sich Bedeutungen zu einem neuen Gedanken. Trotzdem ist das Problem des Verstehens eines Anderen immer unbestimmt. Wir übernehmen die Gedanken der Anderen im Durchgang durch das Wort. Dadurch bereichern sich unsere eigenen Gedanken (vgl. Merleau-Ponty 1965, S. 211,212).

Dann beschäftigt sich Merleau-Ponty mit dem Denken in der Sprache. Es ist der Ansicht, dass der Redner nicht denkt ehe er spricht. Das Sprechen des Redners ist sein Denken. Am Ende eines Textes wird Raum für Gedanken über die Rede oder den Text. Der Sprechende denkt wenig nach über den Sinn dessen, was er sagt, und er stellt sich auch nicht die Worte vor, die er gebraucht. Habe ich ein Wort gelernt, so verbleibt mir sein Artikulations- und Klangstil (vgl. Merleau-Ponty 1965, S. 213, 214).

Es bedarf keiner besonderen Vorstellung von einem Wort, damit man es weiß und aussprechen kann. Es genügt sein Artikulations- und Klangwesen innezuhaben. Das Wortbild ist eine Modalität meiner phonetischen Gestik, es ist eine Modalität, die mir im Gesamtbewusstsein meines Lebens gegeben ist (vgl. Merleau-Ponty S. 214, 215).

Dazu Merleau-Ponty:

„der Leib verwandelt eine bestimmte motorische Wesenheit in Verlautbarung, entfaltet den Artikulationsstil eines Wortes in Klangphänomene, entfaltet eine einstige Haltung, die er erneuert, zum Panorama einer Vergangenheit, projiziert eine Bewegungsintention in wirkliche Bewegung, da er schlechthin das Vermögen natürlichen Ausdrucks ist.“ (Merleau-Ponty 1965, S. 215)

Sprache und Denken umschließen einander, aller Sinn ist eingelassen in das Wort und das Wort selbst ist die äußere Existenz des Sinnes. Die Sprache besitzt ihr eigenstes Bedeutungsvermögen, die Worte werden zu Burgen des Denkens und das Denken sucht in der Sprache nach Ausdruck. Worte und Sprache sind nicht nur Mittel zur Bezeichnung von Gegenständen oder Gedanken, sie sind die Wahrzeichen oder der Leib des Denkens (vgl. Merleau-Ponty 1965, S. 216).

„In Wahrheit *ist* das Wort Gebärde, und es trägt seinen Sinn in sich wie die Geste den ihren. Eben das ist es, was Kommunikation möglich macht. Um die Worte eines Anderen verstehen zu können, müssen sein Vokabular und seine Syntax mir verständlich „schon bekannt“ sein.“ (Merleau-Ponty 1965, S. 217)

Dabei kommuniziert man mit einem sprechenden Subjekt und nicht mit Vorstellungen oder Gedanken. Sprechen und Verstehen ist das Natürlichste und Selbstverständlichste. Wir sind nicht erstaunt über die Welt der Sprache und der Intersubjektivität. Wir unterscheiden sie nicht von der Welt (vgl. Merleau-Ponty 1965, S. 218).

„Gleichwohl ist klar, daß die unser alltägliches Leben beherrschende konstituierte Sprache den entscheidenden Schritt des Ausdrucks als schon vollzogen voraussetzt.“ (Merleau-Ponty 1965, S. 218)

Für Merleau-Ponty ist Sprache Geste, ihre Bedeutung ist eine Welt (vgl. Merleau-Ponty 1965, S. 218).

„Die sprachliche Geste bringt, wie jede andere Gebärde, ihren Sinn selber hervor.“ (Merleau-Ponty 1965, S. 220)

Die Sprachgebärde verweist auf eine geistige Landschaft. Die sprechenden Subjekte besitzen eine gemeinsame Welt. Das aktuelle Sprechen verhält sich zu dieser gemeinsamen Welt wie die Gebärde zur Sinnenwelt (vgl. Merleau-Ponty 1965, S. 221).

Da Menschen in unterschiedlichen Sprachen andere Weisen des menschlichen Leibes, die Welt zu begehen und zu erleben haben, ist der volle Sinn einer Sprache nie übersetzbar in eine andere Sprache. Wir haben auch immer nur eine Sprache, in der wir leben. Wenn man sich eine Sprache vollständig aneignen will, muss man die Welt übernehmen, die in ihr Ausdruck findet (vgl. Merleau-Ponty 1965, S. 222).

Die Sprache ist weder eine Verstandesleistung noch ein motorisches Phänomen, sie ist Motorik und Intelligenz. Daher sind Sprachstörungen nicht zur Einheit zu reduzieren: mal ist der Wortleib betroffen, bald die Physiognomie der Worte, mal der Wortbegriff oder die gesamte Wortstruktur. Sprache scheint auf einer Schichtung relativ unterscheidbarer Vermögen zu gründen. Aber es ist nicht möglich eine Sprachstörung zu finden, die rein motorischer Art ist und nicht den Sinn der Sprache mitbetrifft (vgl. Merleau-Ponty 1965, S. 230).

Der folgende Text befindet sich in dem Buch

Staud/Staud (2011): Sonderpädagogik Erkenntnisse der Hirnforschung und ihre Bedeutung für die Körperbehindertenpädagogik Norderstedt: Books on Demand GmbH Kapitel 4.3.4 Körperbehinderte Kinder mit Sprachbehinderungen, Seite 110

Auch Merleau-Ponty hat sich zur Aphasie geäußert:

„Eine völlige Wandlung der Theorie der Aphasie und der Sprache schien sich anzubahnen, als man von der bloß die Wortartikulation betreffenden Anarthrie die nie ohne Intelligenzstörungen auftretende echte Aphasie, vom automatischen Sprechen, das in der Tat ein motorisches Phänomen dritter Person ist, das intentionale Sprechen zu unterscheiden lernte, um welches allein es sich in der Aphasie fast immer handelt. Denn damit fand sich die Individualität des „Wortbildes“ aufgelöst. Was der Normale besitzt und der Kranke verloren hat, ist nicht ein bestimmter Wortvorrat, sondern eine bestimmte Weise, sich dieses „Vorrats“ zu bedienen. Dasselbe Wort, das auf der Ebene automatischen Sprechens dem Kranken durchaus zur Verfügung steht, entzieht sich ihm auf der Ebene ungebundenen Sprechens: derselbe Kranke, der ohne Mühe das Wort „nein“ findet, wenn es sich darum handelt, den Fragen des Arztes zu begegnen, wenn also das Wort eine wirklich erlebte Verneinung bedeutet, vermag das Wort nicht auszusprechen, sobald es um eine bloße Sprachübung ohne affektives und vitales Interesse geht. So entdeckte man hinter dem Wort eine dieses bedingende

Einstellung und Funktion des Sprechens. Man unterschied das Wort als Werkzeug des Handelns vom Wort als Mittel desinteressierter Benennung.“ (Merleau-Ponty 1966, S. 208)

Der folgende Text befindet sich in dem Buch

Staud/Staud 2011): Sonderpädagogik Erkenntnisse der Hirnforschung und ihre Bedeutung für die Körperbehindertenpädagogik. Norderstedt: Books on Demand GmbH.

Kapitel 4.3.4 Körperbehinderte Kinder mit Sprachbehinderungen, Seite 112

4. Veränderte Leiblichkeit bei Körperbehinderung

In diesem Zusammenhang möchte ich nochmals die Begriffe der Körperschädigung und Körperbehinderung erwähnen. Mit dem Begriff der Körperschädigung ist die organische Ebene gemeint (vgl. Bergeest 2006, S. 18). Der Begriff der Körperbehinderung dagegen umfasst sowohl die Körperschädigung, aber auch die Durchführung von Aktivitäten wie auch die Beeinträchtigung der Teilhabe an Lebensbereichen und Lebenssituationen (vgl. Hedderich 2006, S. 24).

Da diese Abweichungen in der Regel nicht gesellschaftlichen Normen entsprechen können sie zu negativen Reaktionen führen (vgl. Hedderich 2006, S. 24).

Die aufgeführten Ebenen beeinflussen sich wechselseitig und stehen in Wechselwirkung mit Umweltfaktoren und personenbezogenen Faktoren (vgl. Hedderich 2006, S. 21).

Ich möchte mich nun kurz dem Begriff der Körperschädigung zuwenden, obwohl er nach meiner Ansicht nicht isoliert gesehen werden kann. Nach phänomenologischen und konstruktivistischen Theorien, die von den Ergebnissen der Hirnforschung belegt wurden ist jeder Wahrnehmung subjektiv und in sich vollständig und selbstbezüglich. Wahrnehmung ist abhängig von Erfahrungen (vgl. Walther 2005, S. 30, 31).

Körperschädigungen betreffen das Wahrnehmungssystem. Dadurch können noch weitere Behinderungen entstehen. Aber allein schon der Faktor Körperschädigung führt zu Veränderungen, wie das Beispiel des Blinden zeigt, der lernen muss als Blinder zu leben (vgl. Walther 2005, S. 82-87).

Entscheidend für die Entwicklung des Körperbildes ist aber die Interaktion mit den anderen. Der eigene Körper wird vor allem aus der Begegnung mit den anderen angeeignet. Dies betrifft die affektive Besetzung der Teile des eigenen Körpers wie auch die Ganzheitsvorstellung des eigenen Körpers. Die Anderen haben einen entscheidenden Anteil an der eigenen körperlichen Selbstvorstellung (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 75).

Auch im Erwachsenenalter bleibt die Körpererfahrung abhängig von der Interaktion mit den anderen. Merleau-Ponty hat dazu in der philosophischen Diskussion den Begriff der Zwischenleiblichkeit eingeführt. Die Zwischenleiblichkeit kann an der Erfahrung der wechselseitigen Berührung und der Verschränkung der Blicke dargestellt werden (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 76).

Wechselseitige Berührung und die Verschränkung der Blicke findet nach meiner Ansicht auch im Kontakt mit Behinderten statt. Erkenntnis der Entwicklungspsychologie ist, dass Eigenleiberfahrungen Abstraktionen sind. Dabei steht am Anfang nicht der eigene Leib oder eigene Körper, sondern der Körper in Verbindung mit den anderen. Ein Kind ist nicht sogleich ein Individuum, sondern ein Beziehungswesen, und Beziehungserfahrungen prägen die Qualität seiner Selbstwahrnehmung (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 78).

„Die Erfahrung des eigenen Körpers enthält Spuren intersubjektiver Einschreibungen. Körperrepräsentationen sind daher Niederschläge von Interaktionserfahrungen.“
(Küchenhoff / Wiegerling 2008, S. 78)

Das Körperbild enthält Niederschläge von Beziehungs- und Grenzerfahrungen. Wir entwickeln ein mehr oder weniger abgegrenztes Körperbild. Der Aufbau dieses abgegrenzten Körperbildes kann nur erfolgen, wenn die Grenzen des Körpers besonders besetzt werden. Diese Grenzerfahrungen werden vor allem durch die Haut vermittelt. Durch die Berührung ist es möglich ein Selbst aufzubauen. Nach Freud wird das Ich von körperlichen Empfindungen abgeleitet, und zwar von den Empfindungen, die an der Körperoberfläche ihren Ausgang nehmen. Berührungserfahrung bildet daher nach der These Freuds die Grundlage der Selbstvorstellung und der Integration der Persönlichkeit (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 78, 79).

„An der ganzheitlichen Wahrnehmung der Körper der Anderen spiegelt sich die Ganzheitserfahrung des eigenen Leibes die zu einem frühen Stadium antizipierend und kontrafaktisch erfolgt, und die – wohl gerade deshalb – angewiesen bleibt auf Bestätigung in der Begegnung mit anderen. Da aber das Selbsterleben zunächst eine körperliche Erfahrung ist und von den frühen Spuren dieser Körpererfahrung abhängig bleibt, wird im weiteren Leben auch die Identitätserfahrung auf die Spiegelung durch andere angewiesen bleiben. Schließlich hat der Andere auch dort seine Bedeutung und Funktion, wo Körpererfahrungen in mentale Repräsentationen übergeführt werden.“
(Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 89)

Der folgende Text befindet sich in dem Buch

Staud/Staud (2011): Sonderpädagogik Erkenntnisse der Hirnforschung und ihre Bedeutung für die Körperbehindertenpädagogik. Norderstedt: Books on Demand GmbH

Kapitel 3.1 Belastung und Reaktionen der Eltern, Seite 50

All diese Faktoren belasten nach meiner Ansicht die Eltern-Kind-Beziehung, was Auswirkungen auf die Entwicklung des Kindes hat.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch einmal auf den Begriff der Zwischenleiblichkeit zurückkommen. Merleau-Ponty spricht von einem sonderbaren System wechselseitiger Bezüge, denn zur Berührung gehört wesentlich und grundlegend die Wechselseitigkeit von Empfindung und Wahrnehmung. Dabei ist man immer Subjekt der Berührung, aber auch Objekt. Im Akt der Berührung ist Berühren und Berührtwerden nicht zu trennen. Bei der Berührung entsteht eine Oberfläche, die Berührungsfläche zwischen mir und dem Objekt und zwischen mir und dem anderen Körper. Sie wirkt zurück auf die Art und Weise, wie ich mich selbst und wie ich das Objekt erlebe. Von dieser Übergangsfläche wird die Körpererfahrung definiert, in der Berührung gewinnt die Selbstvorstellung Konturen (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 96, 97).

„Berührungserfahrungen zwischen Menschen sind nicht zuletzt deshalb so emotional dicht, weil sie interpersonale Erfahrungen sind, zwischenmenschliche Beziehungen im Wortsinn, in denen sich der eine durch den Zwischenraum beziehungsweise die Berührungsfläche, die er zum anderen hat, definiert und das heißt ja nichts anderes als: durch die Abgrenzung bestimmt.“ (Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 97)

Der Selbstbezug durch die Berührung wird nicht gedacht, sondern gespürt und dabei mit starkem Gefühl begleitet. Aber die Phänomene der Zwischenleiblichkeit kann man nicht nur am Hautsinn aufzeigen. Auch wenn wir einander anschauen, stellen wir uns spontan mimisch aufeinander ein. Gesichter halten Zwiesprache miteinander (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 97).

„Wenn ich ein Gesicht sehe, reagiere ich auch mimisch auf dieses Gesicht, und meine Reaktion, die die andere Person wahrnimmt, wird sie reagieren lassen, und wiederum ihren Niederschlag in einem Gesichtsausdruck finden. Die unmittelbare, das heißt nicht vom Bewusstsein vermittelte Einstellung aufeinander ist ein affektiv hoch besetzter Prozess. Die Gründe für diese affektive Aufladung reichen erneut in die früheste Säuglingsentwicklung zurück.“ (Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 98)

Wenn der Säugling an der Mutterbrust saugt, dann schaut er das Gesicht der Mutter an. Es besteht daher eine Kopplung von Affekt und Gesichtswahrnehmung. In den ersten Lebensmonaten bestimmt das mimische Aufeinander-Abgestimmtsein die Interaktion von Mutter und Kind oder Vater und Kind. Wechselseitige Blicke sind zu dieser Zeit ein wesentliches Regulans der Interaktion. Die Kinder reagieren ratlos und mit Rückzug, wenn diese Interaktion nicht stattfindet (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 98).

Merleau-Ponty reflektiert die wechselseitige Abstimmung im Leiblichen als Fundierung sprachlicher Verständigung. Die Sprache ist für ihn gut fundiert, sie gründet im Spiegelphänomen ego-alter ego oder im Echo, also in der leiblichen Generalität. Die Sprache

bezieht sich dialektisch auf das zurück, was ihr vorausliegt. Sie gestaltet die rein leibliche und vitale Koexistenz in der Welt und mit den Körpern um in sprachliche Koexistenz (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 99).

Das Körperbild kann als eine dynamische, sich immer wieder neu aufbauende, sich verändernde, von vielen Einflüssen ausgesetzte Größe verstanden werden. Vor allem die soziale Prägung des Körperbildes ist wichtig (vgl. Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 105).

„Die Qualität, mit der ich meinen Körper bewohne, mit der ich verkörpert bin, ist geprägt von Interaktionserfahrungen. Das Körperbild ist damit *auch* sozial determiniert. Die Grenzen zwischen dem natürlichen und dem sozialen Körper sind nicht leicht zu bestimmen; soziale Erfahrungen können nicht nur das Körperbild modifizieren, sondern auch in die Physiologie des Körpers eingreifen.“

(Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 105)

Ein unperfekter Körper wird in dieser Gesellschaft als eine Störung der Ordnung empfunden. Solche empfundenen Abweichungen können zu starken sozialen Diskriminierungen führen (vgl. Kostka 2005, S. 58).

Eine sichtbare Abweichung im Erscheinungsbild entspricht nicht den gesellschaftlichen Normen von Gesundheit und Unversehrtheit (vgl. Hedderich 2006, S. 24).

Menschen, die nicht der Gruppennorm entsprechen und in irgendeiner Weise abweichen, was bei Körperbehinderten durch ihr äußeres Erscheinungsbild der Fall ist, werden leicht zur Zielscheibe von Aggressionen. Ziel dieser normerhaltenden Aggression ist die Angleichung des Abweichenden oder seine Ausstoßung (vgl. Eibl-Eibesfeldt 2004, S. 411, 412).

Die Ausstoßungsreaktionen Klatsch, Verspottung und Ausschluss aus der Gemeinschaft sind dann besonders schlimm, wenn die betreffende Person nichts für die Abweichung kann (vgl. Eibl-Eibesfeldt 2004, S. 448, 449).

Da das äußere Erscheinungsbild eine bedeutsame Determinante in der sozialen Interaktion ist, kann eine Körperbehinderung zur Stigmatisierung des Betroffenen führen. Bei der ersten Begegnung versetzt das durch die Behinderung abweichende Erscheinungsbild die Nichtbehinderten in einen Zustand von unangenehmer Erregung und des Erschreckens. Affektive Reaktionen wie Angst, Ekel und Abscheu sind die Folge. Diese Reaktionen sind nur wenig beeinflussbar, ihr Ausdruck kann allenfalls unterdrückt und kaschiert werden (vgl. Tröster 1990, S. 35-38).

Da die Betroffenen immer wieder mit solchen Reaktionen konfrontiert werden, führt dies nach der Stigma-Identitäts-These zu einer Gefährdung bzw. Veränderung der Identität (vgl. Bleidick 2001, S. 219).

Unter Stigmatisierung versteht man den Vorgang, dass eine Person ein Merkmal besitzt, das sich den anderen aufdrängt und bewirkt, dass sich die anderen Personen von ihr abwenden (vgl. Bleidick 2001, S. 218, 219).

„Das Körpererleben ist eng an die Erfahrung des Anderen, des begegnenden Mitmenschen geknüpft. Das, was als das Eigenste erscheint, ist zugleich Ergebnis einer engen Interaktion mit dem Anderen. In diesem Punkt konvergieren phänomenologische und psychoanalytische Erkenntnisse, dass es den Körper in Isolation nicht gibt.“ (Küchenhoff/Wiegerling 2008, S. 129)

5. Der Leib als Problem und Perspektive in der Körperbehindertenpädagogik

Gerade in der Körperbehindertenpädagogik ist die Thematik der Körperlichkeit bzw. der Leiblichkeit von Bedeutung. Im pädagogischen Kontakt mit Menschen mit Körperbehinderung stellt sich gezwungenermaßen die Frage nach der Bedeutung des Körpers für das Sein und Werden dieser Personengruppe (vgl. Schütte 1995, S. 33, 34). In der Literatur betont Wegener die Bedeutsamkeit einer andauernden körperlichen Schädigung im Zusammenhang mit der kindlich begrenzten körperlichen Distanzierungsfähigkeit. Bei Haupt und Jansen sucht man vergeblich nach grundlegenden Reflexionen zur Thematik des Leibes. Eine teilweise Rezeption findet man bei Schmeichel. Die Dimension der Leiblichkeit bzw. Körperlichkeit wird in der Literatur der Körperbehindertenpädagogik weitgehend vernachlässigt (vgl. Schütte 1995, S. 34, 35). Im folgenden möchte ich die Positionen von Wolfgart, Begemann und Schmeichel darstellen. Wolfgart versteht den behinderten Menschen als eine Ganzheit von Körper, Seele und Geist. Er fordert, dass die pädagogische Zielsetzung unter dem Kriterium optimaler Selbstverwirklichung geistige, seelische und organisch-biologische Bedingungen berücksichtigen sollte. Der Mensch sollte im Raume des Leiblichen Hilfe und Sicherung erfahren, damit ihm unter den gegebenen Bedingungen zu einer optimalen leiblichen Existenz verholfen werden kann. Die persönliche Entfaltung wird von seinem leiblichen Dasein und Vermögen wesentlich mitbestimmt. Wolfgart spricht vom körperlich bedingten seelisch-geistigen Anderssein des körperbehinderten Kindes. Er leitet daraus eine besondere Erziehungsbedürftigkeit ab und fordert eine Sonderanthropologie der Körperbehinderten. Die individuellen Seinsgegebenheiten des Menschen mit Körperbehinderung und seine Bezüge zur personalen und dinglichen Welt sind zu erhellen um eine günstige Basis für eine optimale Verwirklichung von Erziehung und Unterricht zu schaffen. Problematisch erscheint, dass der Mensch mit Körperbehinderung vor allem über ein Sondermerkmal definiert wird, Kategorien wie Mangel und Defizit geraten überwertig in den Mittelpunkt der Beobachtung. Als Folge werden nicht geschädigte und interaktionale Momente nicht hinreichend berücksichtigt. Dadurch besteht die Gefahr der Ontologisierung der Körperbehinderung: Durch organische Bedingungen wird der Körperbehinderte pathologisiert und die sozial-gesellschaftlichen und historischen Bezüge werden ausgeklammert (vgl. Schütte 1995, S. 35-37). Begemann kommt zu dem Ergebnis, dass die pädagogische Förderung Schwerstbehinderter nur unter Berücksichtigung ihrer Leiblichkeit differenziert wahrzunehmen sei. Es geht ihm wesentlich um eine Verbesserung des leiblichen Status. Leibliche Förderung richtet sich immer an eine menschliche Person und deshalb gehört bei Begemann der Einbezug geistig-seelischer Dimensionen dazu. Begemann warnt in diesem Zusammenhang vor einer Gefahr der Entpersönlichung des Behinderten durch ein einseitiges Verständnis und einen mechanischen Vollzug leiborientierter Förderung und Pflege. Aber auch bei Begemann vermisst man eine theoriegeleitete Analyse menschlicher Leiblichkeit (vgl. Schütte 1995, S. 38, 39). Schmeichel differenziert in seiner Erörterung zwischen der Körperlichkeit und der Leiblichkeit des Individuums. Er ist der Ansicht, dass die über die erfahrene Körperschädigung gestörte Weltverbundenheit körperlich nicht verändert werden kann, aber die an die leibliche Existenz gebundene Einstellung. Für ihn schaffen die Beschränkungen der personalen und dinglichen Lebenswelt die eigentliche Behinderung. Nur durch beständige mitmenschliche Teilnahme lassen sich diese Tendenzen dauerhaft überwinden. Schmeichel ist der Ansicht, dass durch die Bedeutung der menschlichen Leiblichkeit besonders Menschen mit Körperbehinderung in einer unglücklichen Situation sind (vgl. Schütte 1995, S. 41, 42).

„In diesem seinem Leibe gleichsam eingeschlossen zu sein und zu bleiben, überdies dem unbarmherzig fixierenden Blick des anderen unausweichlich preisgegeben, überkomme den Menschen mit Körperbehinderung unaufhaltsam jenes Gefühl, sich schämen zu müssen. Insbesondere dem Menschen mit schwerster Körperbehinderung könnte die für seine Existenz grundlegende Erfahrung dauerhaft vorenthalten bleiben, vom Blick des anderen als derjenige, der er sei und werden könne, wirklich gewollt und gelassen zu werden. Und nur, indem der Körperbehinderte jene vom anderen ihm übereignete Sichtweise akzeptieren könne, sei es ihm persönlich möglich, sein eigenes Selbst voll zu aktualisieren.“ (Schütte 1995, S. 42)

Dem Menschen mit Körperbehinderung bleibt nichts anderes übrig, als seine Behinderung und auch das über den Blick des anderen sich dokumentierende Urteil anzunehmen. Schmeichel stellt fest, dass der Nichtbehinderte eigentlich irritiert den Kontakt mit dem Behinderten vermeiden müsste. In der Frage nach dem Wesen des Menschen schließt er sich dem Verständnis von Merleau-Ponty an. Der Mensch wäre danach Subjekt und Objekt zugleich, in seinem Leib inkarniert und auch dadurch mit der Welt verflochten. Dies stifte ein Leibvertrauen und die menschliche Einwohnung in der Welt. Dies treffe aber für Menschen mit Körperbehinderung nicht oder nur eingeschränkt zu. Sie seien in der vertrauten Beziehung zu ihrem Körper gebrochen, unzulänglich mit der Welt verflochten und der spontane Kontakt zur Umwelt wäre gestört. Deshalb wäre die Dimension der Leiblichkeit vieler Körperbehinderter eine Bürde und der Verlust der Fähigkeit vital am Leben teilhaben zu können. Viele Körperbehinderte seien vom Lebensbeginn an nicht in der Lage, von sich aus aktiv in Kontakt mit ihrer Umwelt zu treten. Begegnungsunfähig seien sie auf Abholung angewiesen und könnten daher nur über die Fremderfahrung das eigene Selbst erleben und aufbauen. Dies geschehe vor allem durch den annehmenden Blick des Pädagogen, der Pädagoge könne den Behinderten dort abholen wo er stehe. In der Begleitung kann er ihm nahe sein, ohne ihm zu nahe zu treten, und zwar frei von einem auf seine Schädigung festlegenden Blick (vgl. Schütte, 1995, S. 42-44).

In der Sonderpädagogik wird seit langem die Zugangsweise kritisiert, die den Mangel in den Vordergrund stellt. Der Mensch mit Körperbehinderung soll nicht länger als „Minusvariante“ aufgefasst werden. Es geht vor allem darum Voraussetzungen aufzuzeigen und die Möglichkeiten zu unterstützen, die das Kind mit Körperbehinderung für die Erziehung und Bildung mitbringt. Es geht hier auch um eine Vorgegebenheit von Welt, des eigenen Selbst und der Anderen, hinter die man nicht zurückkommt. Dies betrifft alle Menschen. Auch Merleau-Ponty betont die einzigartige unverwechselbare Weise des leiblichen Seins bei den von Körperschädigung Betroffenen. Die Verbindung von Körper-Seele-Geist als strukturelle Existenzeinheit und die unaustauschbare leibliche Subjektgestalt werden von ihm hervorgehoben. Selbst der Kränkeste und schwergradig Bewegungsbeeinträchtigte steht in einem unaufhebbaren Weltbezug. Beim Kranken hat sich jedoch der intentionale Bogen gelockert, die Spannkraft hat nachgelassen (vgl. Schütte 1995, S. 138-140).

Welche Konsequenzen sind nun für die Praxis daraus zu ziehen?

Wenn in der Förderung von körperbehinderten Kindern nach Defiziten in der Entwicklung gesucht wird, dann werden sich sicher welche finden. Daraus entsteht dann oft die Idee, die Defizite zu verringern und das Kind „an die Normalität heranzufördern“. Aber die Defizite kann man nicht verringern oder fördern. Es ist daher besser Entwicklungen zu unterstützen. Die Entwicklungsimpulse zeigen den Weg vor der gangbar ist (vgl. Haupt 1996, S. 18, 19, 29, 30).

Angezeigt ist hier daher ressourcenorientiertes Arbeiten.

6. Zusammenfassung

In dieser Arbeit über die Phänomenologie der Leiblichkeit bei Behinderung habe ich zuerst die Personengruppe der Körperbehinderten beschrieben. Nach der Definition von Behinderung und Körperbehinderung wurden die Behinderungen wie cerebrale Bewegungsstörungen, Epilepsie, Spina bifida, chronische Erkrankungen, progrediente Erkrankungen bei Kindern, körperliche Fehlbildungen, Traumatisierungen, Schwerstbehinderungen und die minimale cerebrale Dysfunktion beschrieben. Das zweite Kapitel führte von der Philosophie allgemein zur Phänomenologie bis zur Sichtweise von Merleau-Ponty. Leib und Körper hatten in Gegenwart und Vergangenheit eine unterschiedliche Bedeutung. Die gegenwärtige Situation ist gekennzeichnet durch einen Körperkult und damit auf eine Reduzierung der Leiblichkeit auf die reine Körperlichkeit. Dies kann besonders für die Behinderten zu negativen Auswirkungen führen. Schon im Altertum wurde die Bedeutung eines gesunden Leibes erkannt. Im Mittelalter wurde in der Heilkultur der Mensch in seiner Ganzheit berücksichtigt. In der Neuzeit fand eine Entseelung und Entzauberung des Kosmos statt. Dies betraf auch den Körper des Menschen. In der Phänomenologie des Leibes wird nicht die Ordnung des Lebens von der Ordnung der Vernunft abgetrennt.

Als Beispiel für den Leib als Körperding beschreibt Merleau-Ponty in seinem Buch über die Phänomenologie der Wahrnehmung das Phantomglied. In diesem Fall ist für Merleau-Ponty Verlustarbeit zu leisten. In der Hirnforschung wird die Problematik des Amputationstraumas auch gesehen. Aber auch der Charakter des Betroffenen ist dabei wahrscheinlich auch von Bedeutung. Bei der Amputation werden Nervenfasern durchtrennt. Die dadurch lädierten sensiblen Neuronen erzeugen das Phantomerleben.

Der Leib als eigener Leib ist ein Ding von besonderer Art. Sein erstes Sondermerkmal ist die Permanenz. Man kann sich aus seinem Leib nicht entfernen, sich immer nur von derselben Seite und demselben Blickwinkel aus betrachten. Der Leib ist immer dabei und bewegt sich immer mit. Im Spiegel entdeckt man eine gewisse Fremdheit an sich, weil man sich so sieht, wie die Anderen einen sehen. Die Permanenz des Körpers wird bei chronischer Krankheit als Gewalterfahrung empfunden, da man sich des kranken Körpers nicht entziehen kann. Dies wird als eine Bedrohung des Selbstwertgefühls erlebt. Das zweite Sondermerkmal ist die Doppelpemphindung. Man kann sich selbst tasten, hören und sehen. Der Leib ist aber auch ein affektiver Gegenstand. Ein weiterer Aspekt des Leibes ist die kinästhetische Empfindung. Damit ist gemeint, dass im Körper Bewegung und Empfindung verbunden sind. Aber der Leib ist auch ein Willensorgan, er kann unmittelbar bewegt werden. Für Merleau-Ponty ist der Leib zweideutig, er ist weder Geist noch Natur, weder Seele noch Körper, weder Innen noch Außen. Der Leib ist auf sich selbst bezogen, aber es ist auch immer Selbstentzug dabei, denn man ist sich immer auch fremd.

Da Empfindung und Wahrnehmung ohne Körper nicht möglich sind wurden sie im folgenden Kapitel behandelt. Schwerpunkte sind dabei die Konstanzannahme, die Wahrnehmung als Gestalt- und Strukturbildung, das Sichempfinden und Sichbewegen in der Welt und Qualitäten, Dinge und Gegenstände. Dabei ist festzustellen, dass Größenkonstanz, Farbkonstanz und Formkonstanz Idealwerte sind, die nie wirklich auftreten. Bei Kindern mit motorischen und funktionellen Schädigungen kommt es aufgrund von Behinderung zu einer veränderten Aneignung von Wirklichkeit. Dabei können solche grundlegenden Schemata unvollständig erworben werden oder fehlen. Das hat zum Beispiel Folgen für die Raumvorstellung.

Als nächstes habe ich mich den Begriffen der Struktur und der Gestalt zugewandt. Sie spielen in der Phänomenologie der Wahrnehmung eine große Rolle. Veränderungen geschehen durch

Einwirkungen von außen und auch auf dem Wege der Selbstregulierung und Selbstorganisation, die sich auf dem Wege der Erfahrung vollziehen. Dies ist besonders für autistische Kinder, die ja auch die Körperbehindertenschule besuchen, von Bedeutung. Bei dieser tiefgreifenden Entwicklungsstörung, haben die Kinder Probleme, wenn übergeordnete Schemata gebildet werden sollen, damit Einzelereignisse in größere Zusammenhänge gestellt werden können. Diese Kinder haben einen Wahrnehmungsstil, der von Details ausgeht. Auch in der Körperbehindertenpädagogik spielen diese Begriffe eine große Rolle. Durch die Körperbehinderungen können sich Störungen bei der Gestalt- und Strukturbildung ergeben. Diese Störungen äußern sich in der Konzentrationsfähigkeit, im Körperbewusstsein, der motorischen Handlungsfähigkeit und in der emotionalen Gestimmtheit. Gerade bei Körperbehinderung ist das Sichempfinden und Sichbewegen in der Welt beeinträchtigt, da Wahrnehmung und Bewegung sich gegenseitig verändern.

Merleau-Ponty nennt den Leib ein synergetisches System, denn eines wird zusammen mit dem anderen tätig. Da die Sinne von sich aus ineinander übergehen, kann die Ausprägung höherer Leistungsmuster bei Behinderung erschwert sein und der Organismus muss kompensieren.

Im folgenden wurde noch das Körperschema und die leibliche Verortung angesprochen. Körperschema ist die einheitliche Vorstellung vom Körper und wie der Körper als einheitlicher Körper erlebt wird. Für Merleau-Ponty ist das nicht eine zusätzliche Wahrnehmung des eigenen Körpers, die Einheit des Leibes stellt sich durch seine Tätigkeit her. Hier spielen auch kulturelle und soziale Aspekte eine Rolle. Das Körperschema wird von den Anderen her gedacht, was für Behinderte von besonderer Bedeutung ist, da sie in ihrem Erscheinungsbild oft abweichen und dies entspricht nicht den gesellschaftlichen Normen. Negative Reaktionen können die Folge sein.

Besondere Bewegungen sind das Greifen und das Zeigen, das ineinander spielt. Wenn durch Behinderung etwas ausfällt, dann kommt es zu einer veränderten Aneignung von Wirklichkeit. Ist eine Störung vorhanden, dann sind nach Goldstein alle Funktionen beteiligt. Es ist also immer eine Gesamtstörung. Für Merleau-Ponty besteht eine Einheit von Motorik, Sensorik und Denken als leibliche Bewegung. Die Bewegung hat eine Intentionalität, es besteht ein intentionaler Bogen.

Im folgenden Kapitel über Spontanität und Gewohnheit bin ich auf rationalistischen und empiristische Lerntheorien und auf die Ergebnisse der Hirnforschung eingegangen. Durch verhaltensverstärkende und verhaltenshemmende Faktoren wird nach der Ansicht der empiristischen Denkweise gelernt. Das Verhalten wird konditioniert. Das eigentliche Lernen besteht aber nach der Ansicht der Hirnforscher im Erlernen einer gewissen Struktur. Die Welt strukturiert sich in der Wahrnehmung und nimmt Gestalt an, bevor Urteile und Stellungnahmen erfolgen. Auch in der Bewegung bereitet sich das Handeln schon vor. Das Gehirn bildet nach Ansicht der Hirnforscher Muster und Strukturen aus, damit wir uns in der Welt zurechtfinden können. Diese Muster sind feste Bestandteile unseres Lernens.

Hirnforscher unterscheiden zwischen expliziten und impliziten Lernvorgängen. Explizites Wissen wird bewusst erworben, implizites Wissen, das sehr stabil ist, wie Motorik, soziale Einstellungen, emotionale Reaktionen, Kenntnisse aus der Alltagswelt eher unbewusst. Weiter wurde die Theorie von Jean Piaget kurz vorgestellt, die in der Körperbehindertenpädagogik von Bedeutung ist. Zentrale Begriffe sind dabei die der Assimilation (Abgleichung bekannter Umweltinformationen mit dem Organismus), der Akkommodation (Anpassung des Organismus an unbekannte Informationen) und der Homöostase (inneres personales Gleichgewicht). Dabei unterscheidet Piaget vier Stadien, die sensomotorische Intelligenz, das präoperationale Denken, das Stadium der konkreten Operationen und das Stadium der formalen Operationen, wobei der sensomotorischen Intelligenz eine besondere Bedeutung für die weitere Entwicklung zukommt. Da

Körperbehinderte in diesem Stadium oft schon sehr beeinträchtigt sind, werden ihnen Körpersensationen zugemutet, die sie nicht verorten können.

Im folgenden Kapitel über den leiblichen Ausdruck wurde die Bedeutung des Leibes als Medium der Selbstdarstellung erörtert. Da die Selbstdarstellung auch immer eine Darstellung für die Anderen ist, haben Körperbehinderte das Problem, dass ihnen soziale Rollen aufgrund ihrer sichtbaren Schädigung zugewiesen werden. Das kann zu einer Beschädigung ihrer Identität führen.

Waldenfels sieht eine Verbindung zwischen körperlichem Verhalten und seelischem Verhalten. Dies führte zu dem Begriff der Einfühlung oder Empathie. Die Hirnforschung verweist hier auf die Spiegelneuronen, die es uns durch Mit-Reaktion ermöglichen über ein inneres Wissen von beobachteten Handlungen zu verfügen. So kann man beobachtete Handlungen intuitiv erfassen.

Aber auch die Körpersprache ist von Bedeutung. Waldenfels unterscheidet vier Formen der Körperlichkeit, die intralinguistische Körperlichkeit, die semilinguistische Körperlichkeit, die paralinguistische Körperlichkeit und die extralinguistische Körperlichkeit. Die Sprache selbst hat eine Körperlichkeit, es wird aber auch auf einen Ort verwiesen, von dem man spricht. Unter paralinguistischer Körperlichkeit versteht man die Sprachgebärde, während mit der extralinguistischen Körperlichkeit die eigentliche Körperlichkeit gemeint ist.

Der Leib ist immer auf den anderen bezogen. Er unterliegt nicht nur Naturgesetzen, sondern auch kulturellen Normierungen. Die Sozialisation Körperbehinderter vollzieht sich unter den Merkmalen der körperlichen Behinderung, was zu einer entsprechenden Rollenzuweisung durch die Gesellschaft führt. Dann wurde die Bedeutung der technischen Möglichkeiten zur Gestaltung des Körpers angesprochen, was besonders für Behinderte bedeutsam ist, da zum Teil Behinderungen überwunden werden können.

Wenn über den Leib gesprochen wird, so ist auch die Sexualität zu erwähnen. Der Leib wird heute immer mehr zum körperlichen Gestaltungsobjekt, die menschliche Sexualität ist biologisch aber auch kulturell zu sehen. In diesem Zusammenhang wurde die Problematik der Sexualität bei Behinderung angesprochen, da Behinderte in der Entwicklung der Sexualität aufgrund ihrer Behinderung aber auch durch gesellschaftliche Vorstellungen Probleme haben. Die folgenden Kapitel über das Sehen, Hören und Sprechen wurden eingefügt, da Körperbehinderte in diesen Bereichen oft beeinträchtigt sind.

Zuerst habe ich mich der Fähigkeit des Sehens zugewandt. Nachdem die Position von Waldenfels geschildert wurde, der darlegt, dass sich durch eine Störung auch immer das Gesamtverhalten verändert, wurden kurz Erkenntnisse aus dem Bereich der Blinden- und Sehbehindertenpädagogik geschildert, denn Sehen ist die zentrale, wichtigste Wahrnehmungsweise. Bei vielen Körperbehinderungen ist auch das Seh- und Wahrnehmungssystem betroffen. Visuelle und akustische Wahrnehmung spielen in der kindlichen Entwicklung eine große Rolle, da sie sich gegenseitig bedingen.

Dann folgte der Bereich des Hörens. Nach der Beschreibung des Ohres und der Physiologie des Hörens wurde festgestellt, dass es verschiedene Hörschädigungen wie die Schallleitungsschwerhörigkeit, die sensorineurale Schwerhörigkeit und die kombinierte Schallleitungs-, Schallempfindungsschwerhörigkeit und die Gehörlosigkeit gibt.

Waldenfels erwähnt den Zusammenhang zwischen Hören und Sprechen. Dazu stellt sich auch noch die Frage, inwieweit Sprache und Denken miteinander verbunden sind.

Für Merleau-Ponty ist das Wort das, was den Gedanken vollbringt. Gedanken werden gesprochenen Worten entnommen. Sprache und Denken umschließen einander. Die Sprache ist für ihn Motorik und Intelligenz, daher ist es nicht möglich eine Sprachstörung zu finden, die rein motorisch ist.

Die Sprachbehindertenpädagogik unterscheidet zwischen Sprachentwicklungsverzögerungen, neurolinguistische und neurophonetische Sprach- und Sprechstörungen, von denen körperbehinderte Kinder und Jugendliche wegen ihrer Behinderung oft betroffen sind. Als

Beispiel einer neurologisch bedingten Sprachstörung ist die Aphasie zu nennen, zu der sich Merleau-Ponty geäußert hat. Bei Aphasie ist eine neurologisch bedingte Beeinträchtigung vorhanden die Sprache zu verwenden.

Kinder mit infantiler Cerebralparese leiden oft durch die Bewegungsstörung an Entwicklungsdysarthrophonie. Durch eine Schädigung des Nervensystems ist dabei die Sprechbewegungsausführung gestört. Als eine weitere Einschränkung bei Infantiler Cerebralparese ist die Anarthrie zu erwähnen. Diese Personen können nur eingeschränkt mittels der Sprache kommunizieren.

In Kapitel vier über veränderte Leiblichkeit bei Körperbehinderung wurde versucht darzustellen welche Faktoren zu einer Entwicklung von veränderter Leiblichkeit bei Körperbehinderten führen können. Zunächst ist dabei die Körperschädigung zu nennen. Körperschädigung allein kann schon zu einer veränderten Leiblichkeit führen. Da das Körperbild sich durch Interaktionserfahrungen entwickelt, ist zunächst der Kontakt mit den Eltern zu nennen, da sie in der Regel die ersten Bezugspersonen des Kindes sind und damit entscheidend den Aufbau der Leiblichkeit mit beeinflussen. Da aber die Eltern der behinderten Kinder wegen der Behinderung des Kindes traumatische Erfahrungen haben, wirkt sich dies auf die Interaktion mit dem Kind aus. Die Eltern reagieren in diesem Bewältigungsprozess recht unterschiedlich und ihre Reaktionen reichen von übermäßiger Verwöhnung bis zu Misshandlung und Ablehnung.

Die soziale Prägung des Körperbildes ist von Bedeutung. Wechselseitige Blicke sind ein Regulans in der Interaktion. Dabei fallen Körperbehinderte durch eine sichtbare Abweichung im Erscheinungsbild auf. Dieses Erscheinungsbild spielt bei der sozialen Interaktion eine bedeutende Rolle. Durch die Abweichung werden die Behinderten leicht zum Ziel von Aggressionen, was zu einer Veränderung ihrer Identität führen kann.

Im folgenden und letzten Kapitel über den Leib als Problem und Perspektive in der Körperbehindertenpädagogik wurde festgestellt, dass diese Problematik in der Literatur weitgehend vernachlässigt wurde. Problematisch ist vor allem, dass körperbehinderte Menschen lange Zeit vor allem über ihre Defizite definiert wurden. Ziel war es vor allem die Defizite und Mängel zu beseitigen. Dadurch wurden aber die nicht geschädigten Momente nicht hinreichend berücksichtigt und entsprechend gefördert. Vorhandene Ressourcen zu unterstützen und zu fördern scheint daher ein Weg zu sein, der gangbar ist.

Literatur

1. Antor/Bleidick (2001): Handlexikon der Behindertenpädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer
2. Anzenbacher (2002): Einführung in die Philosophie. 4. Auflage der Neuausgabe. Freiburg, Basel, Wien: Herder Verlag
3. Bauer (2006): Spiegelneurone. Nervenzellen für das intuitive Verstehen sowie für Lehren und Lernen. In: Caspary (2006): Lernen und Gehirn. Der Weg zu einer neuen Pädagogik. Freiburg, Basel, Wien: Herder spektrum
4. Bergeest (2006): Körperbehindertenpädagogik. Studium und Praxis. 3. Auflage. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt
5. Eibl-Eibesfeldt (2004): Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie. Vierkirchen-Pasensbach: Buch Vertrieb Blank GmbH
6. Grefe (2002): Krankheit – (verleugnete) alltägliche Gewalterfahrung. In: Gerlach/Schlösser (2002) Gewalt und Zivilisation. Erklärungsversuche und Deutungen. Gießen: Psychosozial-Verlag
7. Haupt (1996): Körperbehinderte Kinder verstehen lernen. Auf dem Weg zu einer anderen Diagnostik und Förderung. Düsseldorf: Verlag Selbstbestimmtes Leben. Eigenverlag des Bundesverbandes für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V.
8. Hedderich (2006): Einführung in die Körperbehindertenpädagogik. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag
9. Klicpera/Innerhofer (2002): Die Welt des frühkindlichen Autismus. 3. Auflage München: Reinhardt Verlag
10. Kostka (2005): Der Traum von ewiger Schönheit und Jugend. Ein sozialetischer Blick hinter den Körperkult unserer Gesellschaft. In: Wort und Antwort. Zeitschrift für Fragen des Glaubens. 46. Jahrgang 2005, Heft 2 Körperkult(ur)
11. Krause (2002): Gesprächspsychotherapie und Beratung mit Eltern behinderter Kinder. München, Basel: Reinhardt Verlag
12. Küchenhoff/Wiegerling (2008): Leib und Körper. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
13. Kunzmann/Burkard/Wiedmann: (2005): dtv-Atlas Philosophie .12. Auflage. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
14. Leonhardt (2002): Einführung in die Hörgeschädigtenpädagogik. München, Basel: Reinhardt Verlag
15. Lindemann (2006): Konstruktivismus und Pädagogik. Grundlagen, Modelle, Wege zur Praxis. München, Basel: Reinhardt Verlag
16. Merleau-Ponty (1965): Phänomene der Wahrnehmung. Aus dem Französischen übersetzt und eingeführt durch eine Vorrede von Rudolf Boehm. Berlin: Walter De Gruyter & C.
17. Orth (2005): Körperkult(ur) In: Wort und Antwort. Zeitschrift für Fragen des Glaubens. 46. Jahrgang 2005, Heft 2: Körperkult(ur)
18. Renschmidt/Kamp-Becker (2006): In: Autismus Deutschland e.V.: Autismus im Wandel – Übergänge sind Herausforderung, Tagungsbericht. Stade: Hansa Druckerei Stelzer
19. Schipperges (2001): Leiblichkeit. Studien zur Geschichte des Leibes. Aachen: Adriadne-Fach-Verlag
20. Schirp (2006): Neurowissenschaften und Lernen. In: Caspary (2006) Lernen und Gehirn. Der Weg zu einer neuen Pädagogik. Freiburg, Basel, Wien: Herder spektrum
21. Spitzer (2000): Geist im Netz. Modelle für Lernen, Denken und Handeln. Heidelberg, Berlin: Spektrum Akademischer Verlag
22. Schütte (1995): Merleau-Ponty und sein Verständnis der Leiblichkeit: Pädagogische Reflexionen im Vorfeld zur Erziehung von Menschen mit Körperbehinderung. Dortmund: Mikofilm Heinz Hübner GMBH, Nürnberg.

23. Tröster (1990): Einstellungen und Verhalten gegenüber Behinderten. Konzepte, Ergebnisse und Perspektiven sozialpsychologischer Forschung. Bern, Stuttgart, Toronto: Verlag Hans Huber
24. Waldenfels (2000): Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. Herausgegeben von Regula Giuliani. Frankfurt: Suhrkamp Verlag
25. Walthes (2005): Einführung in die Blinden- und Sehbehindertenpädagogik. München, Basel: Reinhardt Verlag
26. Welling (2006): Einführung in die Sprachbehindertenpädagogik. München, Basel: Reinhardt Verlag